M. Perrin's
Reise
durch
Hindostan
und
Schilderung
der Sitten, Einwohner, Natur-Producte und Gebräuche dieses Landes

nach einem

sechzehnjährigen Aufenthalte daselbst.

Nach dem Französischen bearbeitet

von

Theodor Hell.

Zweyter Theil.

Wien, 1811.
In Commission bey B. Ph. Bauer.

Inhalt
des zweyten Theiles.

Seite

Erste Abtheilung.

Von den religiösen Neigungen der Indier . . . 4

Erstes Kapitel.

Von den Ehen 5

Zweytes Kapitel.

Von den Leichenbegängnissen der Indier . . . 11

Zweyte Abtheilung.

Von den falschen Religionen in Hindostan . . . 15

Erstes Kapitel.

Der Mahometanismus 16

Zweytes Kapitel.

Von der jüdischen Religion 18

Drittes Kapitel.

Von den christlichen Secten 19

Viertes Kapitel.

Von dem Heidenthume 21

Erste Unterabtheilung.

Von der heidnischen Theologie. 24

Seite

Zweyte Unterabtheilung.

Von den Hindostanischen Göttern 29
Dienst des Brama, Wischnu und Rutern . —
Die Göttinn Maria 31
Priap 32
Venus 33
Der Poulleiar 35
Der Maillar 36
Mailou oder der Ochs . . . . —
Der Pambou oder Schlangengott . . 37

Fünftes Kapitel.

Von den Pagoden oder Götzentempeln . . . 38

Sechstes Kapitel.

Von den Götzenpriestern 42

Siebentes Kapitel.

Von den in Hindostan gebräuchlichen Opfern und Ceremonien 47

Dritte Abtheilung.

Von der christkatholischen Religion in Hindostan . . 52

Erstes Kapitel.

Von den ersten Zeiten des Christenthums in Hindostan 53

Zweytes Kapitel.

Von den Hindernissen, welche die Religion fand, und noch jetzt in Hindostan findet 55

Drittes Kapitel.

Von der Zahl und Beschaffenheit der Katholiken in Hindostan 67

Viertes Kapitel.

Von den Missionarien in Hindostan 84

Seite

Fünftes Kapitel.

Von der Art, wie die christlichen Gemeinden in Hindostan regiert werden 108

Sechstes Kapitel.

Von einigen religiösen Functionen und Einrichtungen, und der Art, wie man sich gegen die Christen zu Hindostan dabey benimmt 121

Erste Unterabtheilung.

Von der Taufe der Kinder 123

Zweyte Unterabtheilung.

Das Priesteramt in Hinsicht auf die Götzendiener . 126

Dritte Unterabtheilung.

Von der Art, die Hindostanischen Christen zur Reue und Tugend zu führen 138

Vierte Unterabtheilung.

Von den religiösen Festen der Christen in Hindostan . 148
Gebräuche bey dem heil. 3 Königsfeste . 150
Ceremonie am Ostertage . . . 156
Die religiösen Theater 157

Vierte Abtheilung.

Von den Mundarten in Hindostan 158
Tamoulsprache 161
Beyspiel einer Tamoulischen Declination . 167
— — — — — — Conjugation . 168
Das Vater unser in Tamoul . . . 175
Thelingansprache 176
Beyspiel einer Thelinganschen Declination 177
— — — — — — — — Conjugation 177
Das Vaterunser in Thelingan . . 178

Gespräche in der Tamoulsprache.

Erstes Gespräch. Ein Europäer, der einen Bedienten sucht, spricht mit einem Indier . 178

Seite

Zweytes Gespräch. Zwischen zwey Kaufleuten, einem Europäer und einem Indier = = 180

Drittes Gespräch. Zwischen zwey Reisenden 181

Viertes Gespräch. Zwischen einem Herrn und seinem Bedienten = = = = 182

Fünftes Gespräch. Zwischen einem Europäer und einem angesehenen Indier = = 183

Sechstes Gespräch. Zwischen einem Officier und seinen Soldaten = = = = 185

Siebentes Gespräch. Mit Seeleuten. = 186

Achtes Gespräch. Zwischen einem Vater und seinen Kindern = = = = = 187

Kleines Wortverzeichniß in Tamoul.

1) Substantiva und Adjectiva = = = 189

2) Zahlen = = = = = = = 194

3) Eigene Nahmen = = = = = 195

4) Verba = = = = = = = —

Anhang.

Auszug aus Legoux de Flaix, die Pagode von Chalamburam betreffend = = = = = = 198

Reise

durch

Hindostan

von

M. Perrin.

Zweyter Theil.

Dieser Theil ist der wichtigste des ganzen Werks, so wohl in Hinsicht des Gegenstandes desselben — denn es ist die Religion — als der Versicherung, die ich meinen Lesern geben kann, hier alles tiefer untersucht zu haben. In der That war ich auch nicht nach Hindostan gereist, um meine Neugier zu befriedigen, die Art und Weise der Indier zu beobachten oder den Ertrag ihrer Ländereyen zu berechnen, noch weniger um die Regierungen dort auszuforschen und zu beurtheilen.

Jetzt bin ich aber so zu sagen mir selbst wieder gegeben. Ich werde mein geistiges Amt fortsetzen, ich werde die, von denen ich reden muß, nur in gottesdienstlichen Verhältnissen betrachten. Ihr Land wird meinen Augen nur ein weiter Tempel seyn, in dem auf der einen Seite der Weihrauch zu Ehren der falschen Götter brennt, während auf der andern Tausende von Bethern, von gleichem Lichte erhellt, das auch unsern Augen leuchtet, reine Hände zum Throne des Ewigen erheben.

Fällt unser Blick auch auf einen fremden Gegenstand, so werden wir nur in so fern uns bey ihm verweilen, als er wesentlich zu einem Cultus gehört, oder irgend ein Umstand des Letztern nothwendig aus ihm erklärt werden muß.

Erste Abtheilung.

Von den religiösen Neigungen der Indier.

Die Bewohner Hindostans sind von Natur gottesfürchtig, und man kann selbst hinzu setzen, was der große heilige Leo vom heidnischen Rom sagte: Sie würden sich ein Gewissen daraus machen, wenn irgend eine Gegend der Welt sich schmeicheln könnte, irgend einen Götzen zu besitzen, den sie nicht auch anbetheten.

Sie sind mit den Ideen übernatürlicher Dinge und Wesen so verschwistert, daß alles, was die Gottheit betrifft, ihnen leicht zu glauben wird. Auch benutzen die Priester dieser Gegenden die allgemeine Leichtgläubigkeit, wenn sie sie nicht auch theilen, um das Volk in den ungeheuersten und abenteuerlichsten Irrthümern einzuwiegen. Die Indier haben eine tiefe Ehrfurcht gegen diese Priester, sie halten sie für eng verbunden mit der Gottheit, sie sehen sich selbst in ihrer Gegenwart für nichts an, und empfangen ihren Rath mit der pünctlichsten Gelehrigkeit. Diese Anhänglichkeit an die Priester ist so zum Sprichworte geworden, daß, wenn jemand nach etwas mit zu großer Ungeduld läuft, man ihn fragt, ob er einen Priester gesehen habe: Tannoudeia kourou kangra pole.

Eine zweyte Wirkung der religiösen Gefühle der Indier erstreckt sich auf die Bestimmung ihrer Thätigkeit, ihres Eifers, ihrer Lebhaftigkeit. Sie macht sie verschwenderisch, wenn vom Cultus die Rede ist, ob sie gleich bey jeder andern Gelegenheit langsam, gleichgültig, träg und genau sind.

Auch umgeben sie sich auf allen Seiten mit Bildern und Emblemen der Götter, die sie anbethen, sie weihen ihnen ihre Felder, Gärten, Häuser, Kinder, das Wasser, das sie aus den Teichen schöpfen, die Lebensmittel, die sie auf die Märkte bringen, kurz alles, was sie besitzen und wornach sie streben. Das Geld trägt die Gestalt eines Götzen, am Giebel der Häuser sieht man Götzenbilder, und sie verzieren kostbare Geräthe und Edelsteine.

Auch hat die Religion bey allen Geschäften von einiger Wichtigkeit, bey Geburten, Heirathen, Arbeiten, Reisen, Beerdigungen, den Vorsitz. Wir wollen hier bloß von Ehen und Begräbnissen reden, da sie ganz besonders religiöse Handlungen sind, doch werden wir auch die bürgerlichen Rücksichten dabey nicht übergehen.

Erstes Kapitel.

Von den Ehen.

Die Ehe ist bey den Völkern, von denen wir sprechen, der wichtigste Contract. Alle andern beziehen sie darauf, er ist das Centrum, in dem alle Radien der Handlungen und Unruhen ihres ganzen Lebens zusammen kommen. Die Idee einer nahen Heirath ist der Trost der Armen, wenn sie heirathbare Töchter haben; denn sie wissen, für wie viel jede wird verkauft und bezahlt werden, da der Preis fest ist, und nicht von Schönheit, Alter oder Reichthum der Familie, sondern einzig von der Würde ihrer Kaste abhängt.

Dieser sonderbare Handel ist die Ursache, daß die Heiden ihre Töchter im zartesten Alter verkaufen. Nicht selten sieht man in den heidnischen Familien Kinder, die kaum gehen können, und schon Männer haben, und denen der Heirathsschmuck am Halse hängt *). Obgleich diese kleinen Mädchen durch ihre Verbindung nur die Anwartschaft auf den Stand einer Hausfrau erlangen, so können sie doch, wenn derjenige stirbt, an den sie verehlicht sind, in welchem Alter es auch sey, keine neue Verbindung schließen, und müssen den übrigen Theil ihres Lebens ehelos zubringen. Doch geschieht es manchmahl, daß ein Mädchen mannbar wird ohne verheirathet zu seyn. Dieser Fall ist selten und für die Familie entbehrend; aber er ist nicht unerhört, und dann muß man den Eifer sehen, mit welchem der Vater einen Mann für sie sucht, während man ein Fest rüstet, um dem Publicum den Zustand des jungen Mädchens wissend zu machen **).

Man hat mich versichert, es gebe noch Familien, in welchen der grausame Gebrauch herrsche, diese unglücklichen Mädchen, die Mütter werden könnten, ehe sie verheirathet sind, aus dem Hause zu entfernen. Der Vater, hat man mir erzählt, legt dann alle Gefühle der Natur ab, nimmt seine Tochter, führt sie in einen entfernten Wald, läßt ihr einige Lebensmittel zurück, und entfernt sich dann, um sie nie wieder zu sehen, wenn sich nicht jemand anbiethet, ihr Gatte zu werden.

*) Dieser Schmuck heißt Taly, und ist ein goldnes oder silbernes Kleinod, das den Gott Poulleiar darstellt, der den Entbindungen vorsteht.

**) In hoc autem consistit hoc infame Sacrum, quod insignia pubertatis per vicos et plateas circumagantur unionis conjugalis necessitatem obtestantia, ne puncto quidem temporis naturae votum defraudari contingat.

Christen und Heiden befolgen in Hinsicht der Verehligung ihrer Kinder die Weise, von der wir eben sprechen werden. Der Vater eines mannbar gewordenen Mädchens wendet sich zuerst an seinen nächsten Verwandten, wenn er noch nicht verheirathet ist — doch macht dieß Letztere bloß bey den Christen eine Ausnahme — indem er gewöhnlich bey dem Oheim des Mädchens anfängt, dann zu den Cousins kommt ꝛc. Hat er keine Verwandten im Lande, oder wenigstens Männer aus seiner Kaste, so entschließt er sich zu reisen, bis er einen solchen findet. Der Commissionär, welcher gewöhnlich des Mädchens Vater ist, setzt dann die Ursache seiner Reise aus einander, beweist die Gleichheit der Kaste oder den Grad der Verwandtschaft, und ist der Handel geschlossen, so erhält er den Preis für die Waare, die er verkaufte. Wenn er wieder nach Haus kommt, kündigt er seiner Tochter an, daß sie Braut ist und an dem bestimmten Tage vermählt werden wird. Endlich kommt der verwandte Bräutigam, und sieht sein Weib zum ersten Mahle, wenn er sich nähmlich noch die Mühe nimmt sie anzusehen. Wenn die Verwandten nun versammelt sind, so opfern die Heiden für eine glückliche Ehe, und die Christen gehen mit vieler Begleitung in die Kirche. Bey beyden kommt eine kreischende Musik mit, welche die Ohren zerreißt, aber von weitem schon die Feyer dieses Festes anzeigt.

Die Ehe ist in Indien also ein Contract, wodurch ein Mann für sein Geld das Recht bekommt, eine Frau zu schlagen, während zugleich die Frau zum Besten des Verkäufers ihm alle ihre Neigungen, ihre Ruhe und Freyheit abtritt und überläßt, so lange sie in ehelicher Verbindung mit ihm steht, und wenn sie Kinder hat, die den Mann überleben, selbst für ihre ganze Lebenszeit. Denn sie ist die Sclavinn ihres Mannes und ihrer eige-

nen Kinder. Gegen den ersten steht sie in solcher Abhängigkeit, daß sie sich nie untersteht, ihn ihren Gatten zu nennen. Dieser Nahme wäre zu süß für sie, er würde sie zu angenehm täuschen. Sie spricht von ihm nur als von einem unbeschränkten Gebiether, von einem Herrn, dessen unterthänigste Dienerinn sie ist, ien andaver. Auch ist dieser Titel nur zu gegründet. Die Frau bedient ihren Mann und selbst ihre Kinder wie eine elende Magd. Hat sie ihnen zu essen gegeben, so verzehrt sie in einem Winkel die Ueberbleibsel, die man ihr läßt. Und was das Empörendste ist, selbst ihre Lage als Mutter mehrerer Kinder vermehrt nur ihre Erniedrigung; denn diese mißhandeln sie nach dem Beyspiele des Vaters ungestraft, und wenn Letzterer nicht Zeit hat, sein unglückliches Weib zu schlagen, so gibt er diesen Auftrag einem seiner Söhne. Ich weiß wohl, dieser letztere Fall ist sehr selten, und ich bin weit entfernt, ihn für einen allgemeinen Gebrauch anzusehen; aber es ist doch durchgängig angenommen, daß der Mann seine Frau mißhandeln kann, so daß, wenn man im Contracte ein Verboth dagegen festsetzte, diese Clausel, da sie dem öffentlichen und bürgerlichen Rechte zuwider liefe, keine Wirkung haben könnte.

Ich erinnere mich, daß ein Christ aus einer ziemlich guter Kaste ein Mädchen von 12 Jahren heirathete und sie so heftig und so oft schlug, daß diese endlich aus seinem Hause zu ihrer armen Mutter sich flüchtete. Der Unmensch, welcher über diese Flucht außer sich war, kam zu mir, weil er glaubte, ich habe sie begünstigt, und sagte mir mit sehr unfreundlichem Tone, ich solle ihm sein Weib wieder schaffen. Wie, Elender! entgegnete ich ihm, schämst du dich nicht, das arme Kind zu mißhandeln! Versprich mir wenigstens, daß es nicht wieder geschehen soll, und ich will ihr befehlen, auf der Stelle wieder zu dir zu gehen. Ich kann das Staunen des Man-

nes gar nicht beschreiben, als er diese Worte hörte; er antwortete mir heftig und fast spottend: „Wie? eine Frau haben, und sie nicht schlagen? Wollen Sie mir meine Frau nur unter dieser Bedingung wieder schafschaffen, so mag sie bleiben, wo sie ist.“ Damit ging er und lachte mit allen, die ihm begegneten, über meine tiefe Unkenntniß der heiligsten Landessitten.

Man begreift leicht, daß dieß Benehmen nicht geeignet sey, die Launen der Weiber zu mildern; auch sind die meisten hart und zänkisch, lieben ihre Männer wenig, ja sich selbst nicht einmahl, und bekommen leicht einen so großen Lebensüberdruß, daß manches Mahl ein Selbstmord darauf folgt.

Und doch erkaufen in gewissen Kasten die Weiber diesen verzweiflungsvollen Stand der Ehe sehr theuer. Folgende Anecdote, die außer mir kein Reisender hat erfahren können, möge es beweisen.

Ich war auf der Reise und kam eines Abends in eine kleine Stadt, um dort die Nacht in einem jener öffentlichen Gebäude, die man Savadi oder Kessel nennt, zuzubringen. Eine große Menge Einwohner besetzten es schon, und ich bemerkte unter ihnen das Oberhaupt oder den Fürsten dieser Stadt. Ich war sehr versucht, die Gelegenheit zu benutzen, und mit ihnen von dem Glauben Jesus zu sprechen. Lange widerstand ich jedoch diesem innern Antriebe, weil ich die Sprache dieses Volks nicht ganz gut kannte, da ich sie erst seit einem Monathe ungefähr zu lernen angefangen hatte. Endlich aber entschloß ich mich doch zu sprechen. Ich that es drey bis vier Stunden hinter einander, und mit so gutem Erfolge, daß der Fürst erklärte, er wolle Christ werden, und mehrere andere Familien-Oberhäupter denselben Wunsch äußerten und wiederhohlten. Ich kam mit allen überein, daß die Götzentempel niedergerissen und das Kreutz aufgepflanzt wer-

den solle, und daß, wenn sie dann gründlich in den Religions-Geheimnissen und der Moral unterrichtet wären, sie alle getauft werden sollten.

Aber alle diese schönen Plane schlugen wegen einer bloßen Ceremonie, welche diese Kaste bey ihren Ehen beobachtete, und die ich nicht dulden konnte, fehl. Am Hochzeitstage nähmlich führten die morousson kappou vandlou, denn so hießen sie, den Bräutigam feyerlich in den Götzentempel. Die Braut beut ihre Hand dem Opferpriester dar, und dieser schneidet ihr am zweyten Gelenke die zwey letzten Finger der einen Hand ab. Dieser Umstand ist so streng vorgeschrieben, daß, wenn die Operation in der Art verunglückte, daß einer dieser Finger noch Bewegung behielte, sie von neuem wieder begonnen werden müßte. Ehemahls soll der Bräutigam einen Finger und die Braut den andern hergegeben haben; aber da die Männer zu ihren verschiedenen Arbeiten aller Finger bedürfen, so erlaubten die Götter es den Bramen, daß bloß die Weiber diesen grausamen, aber ehrenvollen Zoll bezahlen durften. Allerdings ehrenvoll, denn die Furcht, davon befreyet zu werden, verhinderte eine ganze Stadt an der Annahme des Christenthums.

Die Stadt, wo dieser Gebrauch herrscht, und deren Nahmen ich vergessen habe, liegt zwey Stunden von Ponganour, zwischen dies.. und Ballâburam, gegen Süden.

Um etwas so Sonderbares glaublich zu finden, muß man sich erinnern, daß es ein Kasten-Vorrecht war. Es ist ein schreckliches Ding mit solchen Vorrechten. In Aegypten erfuhr ich, die Einwohner hätten einen Firman erhalten, nach welchem sie berechtigt wären, sich lebendig schinden zu lassen, wenn sie die Todesstrafe verdient hätten, und man setzte hinzu, sie hielten so sehr auf diese Auszeichnung, daß der Tag für eine Familie ein Festtag

sey, an dem eines ihrer Mitglieder diese fürchterliche Qual leiden müsse.

Zweytes Kapitel.

Von den Leichenbegängnissen der Indier.

Alle Morgenländische Völker haben eine Art von Verehrung für die Todten; auch die Indier üben nicht weniger Frömmigkeit in Betreff derselben aus, als die andern Völker, die sich in diesem Zweige des Cultus besonders ausgezeichnet haben. Die Armuth ihrer Lage erlaubt ihnen zwar nicht immer, ihre Gefühle durch Pracht und Luxus zu erkennen zu geben, aber was sie thun, beweist ohne Zweifel, daß sie gern mehr thun möchten.

So bald ein Indier gestorben ist, versammeln sich seine Verwandten, um zur Beysetzung zu schreiten. Sie kleiden sich in Trauer, d. h., sie erscheinen ohne Kopfschmuck, Schärpe und Gürtel, rasiren sich nicht mehr, waschen ihre Kleider nicht, und baden sich während dieser ganzen Zeit nicht. Die Weiber legen allen ihren Schmuck ab, und bedecken sich mit einem großen Stück weißer Leinwand, ohne eine andere Farbe an sich zu tragen. Diese Art der Trauer ist allen gemein.

Hat die Trauer begonnen, so errichten einige Verwandte den Scheiterhaufen, auf dem der Körper des Verstorbenen verbrannt werden soll, es müßte denn aus besondern Ursachen, die wir bald angeben werden, das Leichenbegängniß sich nicht auf die gewöhnliche Weise enden

sollen. Während dessen suchen die Hausleute eine große Menge gedungener Klageweiber auf, wobey man den berühmtesten, d. h., solchen, die am meisten Thränen vergießen und das weithinschallendste Geschrey ausstoßen können, den Vorzug gibt.

Die Klageweiber sammeln sich um den Leichnam, und setzen sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Erde, stets bereit, bey dem ersten Zeichen zu weinen. Sie fangen ihre Klagen alle auf ein Mahl und so natürlich an, daß die Vorübergehenden dadurch gerührt werden, aber sie weinen nicht stets. Es ist genug, wenn sie es von Zeit zu Zeit und besonders beym Eintritt eines Verwandten und Freundes thun, oder wenn die Leichenmusik sie einladet, ihr Geschrey mit den Tönen zu mischen. Diese Weiber werden einen Augenblick darauf, nachdem sie die Vorübergehenden mit höllischem Geheul betäubt haben, lustig und unterhaltend; wenn man sich aber anschickt, den Gegenstand ihrer Thränen aus dem Hause wegzutragen, verdoppeln sie ihr Geschrey. Auf dem Punct ihr Amt aufzugeben, suchen sie noch die Herzen der Leichenbegleiter zu erweichen, und in der That gelingt es ihnen auch damit, so daß diese nun wahrhaft weinen, so bald die Erstern aufgehört haben.

Zwischen Tod und Begräbniß ist nie ein langer Zwischenraum, weil die Familienglieder und oft selbst die ganze Straße nicht eher Nahrung zu sich nehmen kann, bis der Leichnam fortgeschafft ist. Seine Gegenwart wird für ansteckend für alles, was ihn umgab, gehalten; auch ist er kaum aus dem Hause, so wäscht man sorgfältig alles, ganz besonders aber die Stelle, wo er lag. Dann zündet man Feuer an und läßt Reiß kochen.

Endlich ist die Stunde des Zuges gekommen. Die Verwandten drängen sich um den Körper. Die Weiber und Kinder klagen, und nur der grelle, unangenehme

Ton der Begräbniß-Trompeten *) unterbricht ihr Wimmern. Vor dem Zuge gehen 8 bis 10 solche Trompeter voraus. Dann kommt der Leichnam in einem mehr oder weniger reichen Palankin. Das Gesicht des Todten ist unbedeckt, und sein Haupt wie bey hohen Festen geschmückt. Ist es ein verheiratheter Mann oder ein Jüngling, so trägt er seinen Aufsatz auf dem Kopfe, Ohrringe, sein Halsband, sein Leibtuch und seinen Angui (Gurt); übrigens ist er noch mit Saffran vom Kopf bis zur Mitte des Leibes eingerieben. Die Weiber und Mädchen werden in ihre kostbarsten Gewänder gekleidet, Kopf, Arme, Hände, Beine und Füße sind mit reichem Schmucke bedeckt, und viele sind bey Lebzeiten nie so schön geputzt gewesen, als am Begräbnißtage. Um den Palankin her gehen reihenweise die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen, ernsten, traurigen, andächtigen Schritts.

Kommt der Leichenzug eines Heiden bey einem Götzentempel vorbey, so macht man eine Pause. Die Trompeten wenden sich nach dem Tempel zu, und lassen häufig die klagendsten Töne erschallen, als wollten sie den Göttern es vorwerfen, daß sie einem ihrer treuen Anbether das Leben geraubt haben, oder um ihnen seine Seele zu empfehlen.

Naht man sich dem Orte, wo das Begräbniß vor sich gehen soll, so verdoppelt die Musik ihre Klagetöne. Dann legt man den Körper auf den Scheiterhaufen, nachdem man ihn alles Schmucks beraubt hat, und der nächste Anverwandte zündet das Feuer an. Ist es ein

*) Diese Instrumente werden aus Baumrinde und Bambus gemacht, so viel ich davon urtheilen konnte; sie sind 8—10 Fuß lang, daher man sie schwer an den Mund bringen kann. Sie geben bloß Einen sehr langgezogenen Ton von sich, der einen schneidenden Accord macht, dessen Effect mit der Feyerlichkeit harmonirt.

Christ, den man begräbt, so steigen sein Sohn oder Bruder in das Grab.

Man muß hierbey bemerken, daß reiche Indier den Leichen-Palankin nicht auf der bloßen Erde gehen lassen. Sie belegen den ganzen Weg vom Hause bis zum Scheiterhaufen oder Grabe mit Tüchern.

Die Beerdigungen der Großen und Fürsten sind prachtvoll. Alles, was sie Schönes, Reiches, Seltenes haben, begleitet sie bis an die Ruhestätte. Krieger, Diener, Vasallen bilden das Gefolge. Vor dem Leichname gehen seine besten Pferde, Palankins und Wagen, und die Zeichen der Ehrenstellen, die er bekleidete. Doch ist das Ende dasselbe. Alles schließt mit der Verbrennung des Leichnams.

Doch gibt es eine Secte, die man Linganisten nennt, und von deren Gebräuchen ich an einem andern Orte reden werde, welche das ausschließliche Recht hat, ihre Todten zu begraben. Die Leichname werden dann unter einem Gewölbe, manches Mahl von bloßer Erde, manches Mahl von Mauerwerk, in einer sitzenden Stellung aufbewahrt, und es wird eine Mauer um sie gezogen, so daß sie ganz verschlossen und versiegelt sind.

Es hat mir nicht geschienen, als sammle man in Indien die Asche der Todten, um sie aufzubewahren, doch nehmen Personen von Stand die Knochen der Ihrigen, welche das Feuer nicht ganz verzehrt hat, vom Scheiterhaufen weg, waschen sie mit Milch, und lassen sie in den Ganges, den allgemein verehrten Fluß, tragen. Man ist unstreitig überzeugt, daß, wer in diesen Wellen begraben ist, so fort für die Seligkeit bestimmt sey. Aber diese Art von Prädestination ist doch immer noch nicht so sicher als die eines Menschen, der, wenn er stirbt, einen Kuhschwanz in der Hand hält. Nichts ist nach der Lehre der Bramen glücklicher als ein solcher Tod; alle Götter des

Landes laufen nach diesem neuen Heiligen, und wer ihn erlangt, führt ihn in den höchsten Himmel.

Fast alle Indier sterben mit bewundernswürdiger Ruhe. So bald sie ernsthaft krank werden, unterhalten sie sich von ihrem wahrscheinlichen Tode wie von einer unbedeutenden, ihnen in gewisser Hinsicht fremden Sache. Auch beschränkt ihre Gegenwart niemanden, unter ihren Augen macht man Vorbereitungen zu Dingen, die erst nach ihrem Tode Statt haben können; sie sehen es, geben ihren Rath dazu, und dieß alles ohne Unruhe. Eine Person von 15 Jahren sieht den Tod so ruhig nahen, als eine von 100. Der Reiche stirbt eben so gern als der Arme. Nicht immer ist diese Stimmung Seelengröße, ich glaube vielmehr, sie verlassen ohne Mühe Genüsse, die sie nie vollkommen glücklich gemacht haben.

Zweyte Abtheilung.

Von den falschen Religionen in Hindostan.

Die Indier haben nicht alle dieselbe Religion, selbst die Heiden sind nicht alle Brüder, jeder hat seinen Lieblingsgott. Man fürchtet die andern, die man nicht anbethet, man hüthet sich wohl, einen davon zu verachten; aber man weiht nicht allen gleiche Ehrfurcht und Auszeichnung. Die Götter sind erblich. Es sind angenommene Familien-Oberhäupter. Doch gibt es in Indien noch, außer den heidnischen Religionen, fremden falschen Cultus. Die Mahometaner haben hier ihre Moscheen, die Juden ihre

Synagogen und die Ketzer ihre Predigten. Wir wollen von den drey letzten nur kurz uns unterhalten.

Erstes Kapitel.

Der Mahometanismus in Hindostan.

Die meisten Fürsten dieses Landes sind Anhänger des Mahomets, und so auch einige ihrer Unterthanen. Aber ob die Großen gleich dem Nahmen nach und aus Eitelkeit Muselmänner sind, so lassen sie sich doch durch die engen Vorschriften des Korans nicht sehr beschränken. Mehrere von ihnen verbergen nur unter diesem heiligen Schleyer einen zügellosen Pyrrhonismus, der sehr gut mit ihrer Epikureischen Lebensweise überein stimmt. Der geringe Glaube, den sie an die tollen Träume des arabischen Propheten haben, bewirkt auch, daß sie seine Feinde nicht verfolgen, wie man es in Medina und Constantinopel thun würde. Man kann ohne Furcht diesen seynwollenden Mahometanern das Christenthum predigen. Sie gehen wenig in die Moscheen und müssen sehr schlecht in ihren Religions-Gebräuchen unterrichtet seyn.

Doch sah man unter diesen Fürsten einen eifrigen und folglich verfolgenden Muselmann. Es war Tippoo Saib, von dem ich schon gesprochen habe. Kaum hatte er seinen Thron bestiegen, als er seine üblen Gesinnungen gegen die Christen zeigte. Folgendes war Vorwand oder Gelegenheit.

Tippoo Saib hatte einen Einfall in Carnatte gemacht, und sich Arcatte, der Hauptstadt dieser Nabobschaft, und mehrerer anderer wichtiger Plätze mit so viel Schnelligkeit und Glück bemächtigt, daß die Engländer fürchten mußten, er werde bald vor Madras ziehen. Um ihn zur Rückkehr in seine Staaten zu nöthigen, ließen sie eine Armee in Massur, durch einen ungeheueren Umweg gegen Norden Indiens, eindringen. Der Fürst erfuhr dieß zugleich mit der Nachricht, daß Mangaloram, ein wichtiger und für unüberwindlich bekannter Ort, wohin er seine Schätze gebracht hatte, durch die Verrätherey seines eigenen Bruders, welchem er das Commando dieses wichtigen Postens anvertraut, die Thore geöffnet habe. Man braucht kaum hinzu zu fügen, daß alle in Mangaloram gefundene Schätze, mit der Person des Verräthers, sofort nach Bombey eingeschifft wurden. Tippoo Saib fiel in eine Art von Wuth, als er diese Begebenheit, welche dem Hasse der Christenfeinde sehr vortheilhaft war, erfuhr. Denn man überredete ihn, daß einer ihrer Priester den Engländern die Straße nach Mangaloram gezeigt habe. So viel bedurfte es gar nicht, um seinen Haß gegen Menschen, die er bereis verabscheute, zu erwecken. Er befahl den Priester zu verhaften, da man ihn aber nicht finden konnte, ergriff man seinen Diener. Darauf gab er den Befehl, alle Priester zu verfolgen und alle Kirchen niederzureissen. Streng wurde er vollzogen. Auch soll Tippoo mehrere tausend Christen der Religion halber auf die Tortur geworfen haben; da er sie aber nicht dahin bringen konnte, seinen Unglauben zu theilen, so habe er ihre Frauen den Muselmännern gegeben, und die Christen genöthigt, die Weiber dieser dafür anzunehmen.

Ist dieser Zug wahr, so muß man sich nicht darüber verwundern, wenn man bedenkt, daß Tippoo Saib die

Christen aus Grundsatz haßte, und selbst bey Lebzeiten seines Vaters Ayder-Ali, der sie beschützte, keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, ihnen seine üble Gesinnung zu zeigen.

Als er einmahl seine Reiterey musterte, fiel ihm die gute Haltung eines jungen Franzosen aus Languedok auf. Er ließ ihn rufen, und fragte ihn nach seiner Religion, und als er erfahren, daß er ein katholischer Christ sey, sagte er zu ihm: „Wenn du deine Religion verlassen, und an den großen Propheten glauben willst, sollst du das Commando über 3000 Mann haben.“ Der edle junge Mann antwortete, er werde seinen Glauben nie seinem Glücke opfern. Da ließ ihm der Fürst sofort sein Pferd nehmen und ihn aus dem Lager jagen.

Zweytes Kapitel.

Von der jüdischen Religion in Hindostan.

Die jüdische Religion beschränkt sich in Hindostan auf wenige dort angesiedelte Familien, und macht keine Proselyten. Die Juden sind gering an Zahl, meist arm, und an diesem Ende der Welt eben so verachtet, als sie es in Rom oder Spanien sind.

Aber wenn auch die Indier keine Juden sind, so haben sie doch in ihren Religionsgebräuchen und bürgerlichen Sitten viel Aehnliches mit ihnen. Gleich ihnen reinigen sie sich vor dem Gebethe und Opfer. Die gesetzliche Verunreinigung, die mit dem Begegnen eines Todten und der Berührung gewisser Thiere verbunden ist, die fromme Ehrfurcht, mit der sie das Gesetz beobachten,

sich nur in ihrem Tribus und außer gewissen Graden der Verwandtschaft zu verheirathen, der Gebrauch schmutziger und zerrissener Kleider, um die Traurigkeit anzudeuten, die gedungenen Klageweiber bey Leichenbegängnissen, und eine Menge anderer Puncte, die beyden Nationen gemein sind, zeigen an, daß eine die andre nachahmte, weil sie durchaus nichts davon zusammen oder zugleich habe ausbilden können.

Die Indischen Juden scheinen sehr unwissend, und haben natürlich eine Menge abergläubischer Ansichten jenes Landes angenommen. Da sie von ihren Ober-Rabbinern und von allem Verkehr mit den Vornehmern ihrer Nation entfernt leben, so bin ich geneigt, unter ihnen einige Annäherung an den Götzendienst voraus zu setzen. Doch gehen sie nicht in die Padogen und haben selbst gar keinen genauern Umgang mit den Heiden.

Drittes Kapitel.

Von den christlichen Secten in Hindostan.

Indien ist nicht stets gegen die Versuche der Sectirer gesichert gewesen. Da die Apostel selbst diesen Völkern zuerst das Licht des Evangeliums leuchten ließen, so mußte die dasige Kirche seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung Aufsehen erregen; auch sandten die Anführer der ersten Ketzersecten Priester zu ihnen, um ihren Glauben umzumodeln. Man weiß nicht, wie weit sie ihr Glück machten; aber je älter der Glaube in diesen Gegenden ward, um desto mehr verdunkelte er sich, so daß er zuletzt ganz verändert und verdorben wurde. Die Ne-

storianer, vielleicht auch die Jacobiten, führten ihre Irrthümer dort ein, obgleich jetzt und seit lange schon die Sectirer kaum selbst den Nahmen der Stifter ihrer Religion kennen.

Seit die Engländer, Holländer und Dänen sich in diesen Ländern niederließen, haben sie unter den Indiern auch einige Proselyten gemacht. Die Dänen haben zu Tranquebar, dem Hauptorte ihrer Niederlassung, ein Missionarien-Corps nach ihrer Art. Es sind Handwerker, die unter dem Nahmen: Dänische Brüder, in Gemeinschaft beysammen leben und den Auftrag haben, den Glauben ihrer Nation in der Stadt, wo sie wohnen, und in ihrem Bezirk zu verbreiten. Die Holländer haben nicht denselben Eifer, sie begnügen sich, die bestmöglichsten Handelsvortheile zu ziehen, und lassen jedem volle Freyheit zu glauben und zu thun, was er will. Die Engländer bekehren keine Heiden; aber sie nehmen einige schlechte Katholiken in ihre Lehre auf, denen sie Jahrgeld geben, um ihre Unbeständigkeit zu überwinden. Doch hat seit einiger Zeit der hohe Rath von Calcutta Bedenken getragen, dergleichen Pensionen weiter auszusetzen, weil ohne dieß nur der Hefen der Katholiken zu ihnen übertrete. Und diese Bemerkung war vollkommen richtig.

Doch muß ich bekennen, daß die Englische Regierung nicht zugibt, daß jemand gewaltsam zum Uebertritt gezwungen werde. Folgendes dient zum Beweis.

Ein Lehrer aus den Parias unterrichtete einige Christen in der Vorhalle der katholischen Kirche zu Veilour, welche die Englische Regierung duldete, um den Neigungen der Einwohner, von denen eine große Menge sich zu diesem Glauben bekannte, nicht zuwider zu seyn. Da kam ein Priester oder Prediger in einem Palankin vorbey, und war so unvorsichtig, Leuten predigen zu wollen, die ihn nicht hören mochten und gleichsam bey

sich zu Hause waren. Der Lehrer, ein sanfter, braver Mann, bath ihn fortzugehen, und eine Freystatt zu achten, welche seine Regierung billige. Der Englische Prediger setzte seinen Kopf auf, da er des Schutzes des Gouverneurs gewiß zu seyn glaubte. Drey bis vier fromme Katholiken vergassen nun die Sanftmuth, welche das Evangelium ihnen zur Pflicht macht, ergriffen den verwegenen Prediger, und warfen ihn von einer Höhe von wohl 20 Stufen in die Straße herab. Unstreitig war dieß ein sehr straffälliges Benehmen, auch glaubte das Opfer dieses ungeregelten Eifers, er brauche bloß vor dem Stadt-Commandanten in dem Zustande, in den man ihn gesetzt hatte, zu erscheinen, um diese gähzornigen Katholiken auf immer zu verderben. Aber es geschah anders. Denn als der Commandant behufige Erkundigungen eingezogen hatte, ließ er seinem Priester sagen, er solle sich bey denen, über die er sich beklage, noch bedanken, daß sie ihn nicht umgebracht hätten.

Viertes Kapitel.

Von dem Heidenthume in Hindostan.

Die Eingebornen Indiens sind Götzendiener. Ihr Heidenthum ist sogar sehr blind. Alles, was man ihnen von der Natur der Götter sagt, so übertrieben es auch seyn möge, nehmen sie buchstäblich an. So werden sie heute, nach der Entscheidung eines Bramen, den Stein anbethen, auf den sie gestern ihre Wäsche legten, um sie zu trocknen. Wenigstens thun sie so, als ob sie alles dieses glaubten. Sie sind durch Gewohnheit, Faulheit, Mangel an

Forschungseifer, und vorzüglich durch den Wunsch, das zu seyn, was ihre Voraltern waren, an ihren Aberglauben gefesselt; wundern sich aber nicht darüber, wenn Fremde die Gegenstände ihres Cultus verachten, und lachen manchmahl selbst darüber mit. Doch muß man sich auf der andern Seite hüthen, sie dadurch zum Atheismus, der noch tausend Mahl schrecklicher als der Götzendienst ist, zu verleiten. Sie sind dann nur zu sehr dazu geneigt. So begegnete es mir manchmahl, daß, wenn ich ihre Götzenbilder herab gewürdigt hatte, sie mir antworteten: „Nun gut, so soll der mein Gott seyn, der mir zu essen gibt, und sonst für mich sorgt.“

Die Bramen sprechen mit viel mehr Ehrfurcht von ihren Göttern, als das Volk, ob sie gleich noch weniger daran glauben; aber ihr Stand, ihre Vorzüge, ihre Existenz hängt von dem Einflusse dieser Volksirrthümer ab. Als ich zu Darmavaram war, wo ich eine ziemliche Gemeinde um mich hatte, erhielt ich von zwey Bramen Besuch, die in ihrem Lande für sehr weise gehalten wurden. Sie fingen mit Declamation einige Verse in der Sanskritt-Sprache an, um mir eine große Idee von ihren Kenntnissen beyzubringen. Ich hörte sie ruhig an, zeigte ihnen selbst Theilnahme, und sagte ihnen dann: „Ihr, die ihr Weise vom ersten Range seyd, wie wißt ihr doch so wenig, daß ihr jene Menge von Göttern noch anbethet, denen das unwissende Volk Weihrauch streuet?“ Sie antworteten mir darauf, daß sie nicht an diese Volksgottheiten glaubten, und gleich uns überzeugt wären, daß es nur Einen Gott gebe. „Aber warum,“ fuhr ich fort, „predigt ihr denn denen, die euch als ihre Lehrer betrachten, etwas ganz anders? Ihr unterrichtet sie in dem Cultus der Götzen, ihr verrichtet den Dienst für dieselben vor ihren Augen. Nur durch euch wird der Götzendienst geschützt und verewigt.“ Sie gestanden mir die Wahrheit

dieser Vorwürfe zu, aber riefen, indem sie auf ihren Bauch zeigten: „Kadouppon, souvami, kadouppon!" Dieß heißt: der Bauch, mein Herr, der Bauch!

Wenn sie den einmahl angenommenen Meinungen nicht fröhnten, müßten sie Hungers sterben.

Doch sind die meisten Großen in Hindostan nicht von dem gemeinen Volksglauben angesteckt. Sie gehen nur aus Etikette in die Pagoden, oder um für fromme Fürsten zu gelten, und das Vergnügen zu haben, besoldete Lügner bey feyerlichen Gelegenheiten vor sich her schreyen zu hören: „Völker, ehrt diesen Fürsten, den größten von allen, den vollkommensten der Menschen, entsprossen aus Bramas Geschlecht, zur selben Zeit gebildet wie die Sonne, den Bruder des Mondes, den Verwandten aller Gestirne, den zu tragen die Erde stolz ist, u. s. w." Diese Lobpreisungen und hundert ähnliche sind dem Geschmacke dieser armen kleinen Könige so angemessen, daß sie elende Miethlinge besolden, die nichts weiter thun, als dergleichen Dinge herzubethen.

Noch muß ich es dem Oberherrn von Ponganour zum Ruhme nachsagen, daß er keinen Antheil an der Verehrung der falschen Götter nahm. Auch waren die Missionarien davon so sehr überzeugt, daß einer es wagte, ihn um die Erlaubniß zu bitten, ein kleines heiliges Gebäude dieses Landes niederzureissen, um die Materialien zum Baue einer Kirche zu gebrauchen. „Ich gebe es wohl zu," antwortete der Fürst, „aber thut es, ohne daß man meine Erlaubniß erfahre, und so schonend als möglich."

Erste Unterabtheilung.

Von der heidnischen Theologie in Hindostan.

Es würde ganzer Bände bedürfen, um völlig genaue Ideen von den fabelhaften Dogmen zu geben, welche die Grundlage der heidnischen Theologie ausmachen, so wie sie in ihren heiligen Schriften verzeichnet sind. Aber ich glaube nicht, den Dank meiner Leser zu verdienen, wenn ich sie durch alle Albernheiten, mit denen diese Bücher angefüllt sind, und welche die Ueberlieferung bis auf unsere Tage gebracht hat, langweilen wollte. Dahin gehört der Kampf der Riesen; die Brücke, die sie zwischen der Insel Ceylon und der Küste von Coromandel bauten, um die Communication sich zu vergewissern; die Kriege der Affen unter sich und mit jenen; die schändliche und anstößige Aufführung einiger mit sehr schlechten Neigungen geborner Götter. Ich selbst habe die Lectüre der albernen Geschichten, die gleichsam das Rippenwerk des religiösen Körpers von Hindostan bilden, nicht bis ans Ende aushalten können. Und wenn man nun auch alle heiligen Bücher der Indier gelesen hätte, so würde man doch keine vollkommene, und von allen Mitgliedern der großen heidnischen Gesellschaft anerkannte Theologie daraus zusammen setzen können. Die Geheimnisse, die in der Sanskritt-Sprache geschrieben sind, bleiben selbst den Weisen unverständlich. Der Vedam oder das Gesetz, der Panjou Tandira Kadei, oder Sammlung der 5 Feinheiten, enthalten bloß Fabeln und Allegorien. Man muß sie unter die Kelter legen, um einige morali-

sche Sentenzen daraus zu pressen; aber von den Göttern, wenigstens in Hinsicht der Pflichten, die sie den Menschen auflegen, ist darin gar nicht die Rede.

Dessen ungeachtet wird man unter den lithurgischen Albernheiten der Heiden und ihren gigantischen Erzählungen und Feenmährchen einige Spuren kostbarer Wahrheiten inne. Die Indier glauben an das Daseyn der Seele und eine ewige Fortdauer derselben, nachdem sie von dem Körper getrennt ist. Die heiligen Bücher der Indier setzen auch einen Unterschied zwischen Tugend und Laster voraus, empfehlen die Uebung der letztern, tadeln das Erste, und flößen von Zeit zu Zeit Furcht vor dem Zorne der Götter ein. Sie geben Hoffnung zu einer Ruhe nach dem Tode, ob sie gleich nicht lehren, worin das Glück der Freunde der Ordnung und Unschuld bestehen wird.

Die Indier glauben tugendhaft zu seyn, wenn sie viel bethen, streng fasten, die Sorge für ihren Körper vernachlässigen, sich oft baden, die Livree der Götter, die sie anbethen, tragen, ihre Feste mit Pracht begehen, und keinen der Gebräuche ihrer Kaste übersehen, auch Almosen geben, und sich außerordentliche Büßungen auferlegen.

Dieser letzte Punct wird uns noch einige interessante Einzelnheiten zeigen.

Ein gewisser Instinct überredet die unglücklichen Indier, daß nichts die Gottheit mehr ehre als Büßungen, oder freywillige Entziehung von Vergnügungen. Sind sie einmahl vom Dämon der Penitenzen besessen, so wüßte ich nicht, was für Tollheiten sie nicht verüben, welchen Qualen sie sich nicht unterwerfen könnten.

Ein sehr unordentlich lebender Fürst bekam Gewissensbisse über seinen Zustand und seine Aussichten in die Zukunft, so daß er jedermann fragte, was er thun müsse um sich zu retten. Da besuchte ihn ein Sanniacis oder

Büßender, legte eine Schrift in den Pallast, in den er sich eingeschlichen hatte und entfloh. Man fand das Buch und las es. Es stand darin, daß die Götter auf den Fürsten zürnten, und daß er, um sie zu versöhnen, die Regierung niederlegen, seine Weiber verlassen, sich 20 Jahr in eine Pagode einschließen, dort niemand sehen, sich nur mit Bethen beschäftigen und bloß ein wenig Reiß zu seiner Nahrung zu sich nehmen solle. Ohne Widerstand gehorchte der leichtgläubige Fürst. Er verschloß sich in sein Gefängniß, und ging nicht eher heraus, als bis die Bramen es ihm von Seiten der Götter erlaubt hatten, doch mußte er den übrigen Theil seines Lebens auf einem Berge an der Gränze seiner Staaten zubringen.

Man sieht Menschen in Hindostan, welche sich selbst verurtheilen, große Reisen auf dem Rücken, oder selbst auf dem Kopfe zu machen, um ihren Göttern gefällig zu werden, oder ihren Dank für Wohlthaten, die sie von ihnen erhalten zu haben behaupten, abzustatten. Andere schließen sich aus derselben Ursache in Büchsen ein und sterben aus Mangel an Nahrung. Doch sind diese seit folgender Begebenheit sehr verdächtig geworden.

Als Herr de la Bourdonnaye die Französische Armee in Pondichery befehligte, sah man in dieser Stadt einen solchen Büßenden ankommen. Er steckte in einer Art von Sarge, und einige seiner Schüler trugen ihn. Schon hatte dieser Zug ganze Provinzen durchzogen und die Huldigungen einer Menge Unwissender eingeerntet, weil die Träger dieses vorgeblichen Heiligen versicherten, daß er weder Luft noch Licht den Zugang zu sich verstatte, und seit undenklicher Zeit keine Nahrung durch seine heilige Gurgel geschlüpft sey. Wer hätte nicht auf die Verwendung eines so großen Heiligen alles gebaut? Alle Götter Indiens verschwanden neben diesem, vorzüglich jene Götter, die grasen, Milch essen oder Blut saugen.

Herr de la Bourdonnaye, der nicht leicht an die heidnischen Wunder glaubte, nahm Maßregeln, um diesen Charletanismus nicht weitere Fortschritte machen zu lassen. Er befahl seinen Granatieren, Tag und Nacht an dem Sarge zu wachen, und niemanden, wer es auch sey, zu erlauben, daß er sich ihm nahe. Traurige Nachricht für den armen Eingeschlossenen. Doch hielt er Stand, so lange als es nur immer möglich war, endlich siegte aber ein starker Feind über seinen Muth. Der Hunger nöthigte ihn sich zu ergeben. Er bath demüthig um Speise, nachdem er eine kleine Thür, wozu er den Schlüssel besaß, geöffnet hatte. Man gab ihm das Nöthige, ließ aber nachher eine gute Portion Stockschläge an ihn und sein sauberes Gefolg austheilen, und jagte sie schimpflich aus der Stadt, mit Androhung der Todesstrafe, wenn sie verwegen genug wären, noch einmahl dieß lächerliche und gottlose Spiel zu versuchen. Man muß bemerken, daß alle diese falschen Büßer ganz nackt waren, Ursache genug, sie mit der Todesstrafe zu bedrohen, wenn sie noch einmahl einen so ärgerlichen Auftritt verursachten, wie das erste Mahl.

Doch hier auch ein Beyspiel einer fürchterlichen Büßung unter den Indiern, wobey kein Betrug Stadt findet. Man pflanzt ein langes Stück Holz ungefähr in der Höhe einer Kletterstange in die Erde, ein zweytes, aber viel kürzeres Stück ist wie eine Art von Galgen daran befestigt, doch so, daß es sich um den Hauptstamm herum dreht. Zwey ungeheure eiserne Hacken, wie sie die Harpunirer brauchen, sind wieder an diesem zweyten Holze fest gemacht. Derjenige nun, welcher Buße thun will, setzt sich auf die Erde an den Hauptstamm und erwartet nun, bis man das Stück Holz mit den Haken herab läßt. — Nun fragt man ihn, wie oft er um den Baum herum wolle, und nachdem er geantwortet, hakt

man ihm die Harpunen unter den Schultern ein, hebt ihn dann in die Höhe, so daß er bloß an seinen Wunden hängt, und vollbringt seinen Willen.

Die Indier sind so fest überzeugt, daß Büßungen nicht bloß die Götter, sondern auch selbst die härtesten Menschen rühren müssen, daß die Armen dazu ihre Zuflucht nehmen, um die Reichen zu milden Gaben dadurch zu bewegen. Erst fangen sie mit albernen Schmeicheleyen an, durch welche sie schon oft allein ihren Zweck erreichen, aber wenn dieß nicht geschieht, zerreissen sie sich das Fleisch mit kleinen Messern, um zum Mitleiden zu zwingen, und drohen selbst sich zu Tode zu hungern.

Diese Leidenschaft der guten Leute zu harten Büßungen, oder wenigstens zum Anschein derselben, ist für die Europäischen Missionäre, die nicht an sehr langes Fasten gewohnt sind, sehr beschwerlich. Man verlangt von ihnen, daß sie, weil sie die Diener einer noch heiligern als der Landes-Religion sind, wenigstens eben so gut büßen können, als die Bramen es zu können scheinen, und dieß ist außerordentlich schwer.

Wir haben anderswo schon bemerkt, daß die Religions-Uebungen der Indier sehr viel Verwandtes mit denen der Juden haben, ich füge noch hinzu, daß man bey den erstern auch eine sonderbare Vermischung gewisser Wahrheiten, die das Christenthum lehrt, mit den lächerlichen Mährchen des Götzendienstes findet. Wir werden bald in den Hauptgottheiten des Landes ein grobes Bild der Dreyeinigkeit finden. Auch die Menschwerdung ist ihnen bekannt.

Zweyte Unterabtheilung.

Von den Hindostanischen Göttern.

Die heidnischen Indier haben eine große Anzahl von Gottheiten, ohne Zweifel, weil jeder einzelne Gott so klein an Macht und gutem Willen ist, daß man durch die Menge das zu gewinnen suchen mußte, was man wegen der Schwäche und Ohnmacht jedes dieser selbst geschaffenen Götter von einem einzelnen sich nicht versprechen durfte.

Dienst des Brama, Wischnu und Rutern.

Die größten und verehrtesten aller Götter sind Brama, Wischnu und Rutern. Ob man gleich vor den untergeordneten Göttern das Knie beugen darf, so geschieht es doch nie auf Kosten der Ehrfurcht, die man den drey ersten schuldig ist. In der That habe ich auch nicht einen einzigen Götzendiener gekannt, der sie nicht anbethete und an seinem Körper ihre Livree oder wenigstens die eines von diesen dreyen trug, d. h., der sich nicht den Bauch mit Asche von Kuhmist salbte und beschmierte, denn dieß schien mir das eigenthümliche Merkmahl des Gottes Rutern zu seyn, oder sich Brust und Gesicht mit Saffran bemahlte, welches dem Wischnu angehören kann, oder sich endlich nicht mit Sandal ein Zeichen auf die Stirn drückte, welches man Pouttou nennt; denn wenn ich mich nicht irre, gefällt diese Farbe vor allen dem Brama.

Einige Götzendiener, besonders aber die Bramen, tragen drey weiße Streifen der Länge der Stirn nach, und einen runden Punct in der Mitte, entweder von schwarzer Farbe, oder Sandal. Andere haben den Buch-

staben V. über der Nase. Endlich begnügen sich auch einige damit, das Ohrläppchen mit Sandal einzureiben. Alle diese Salbungen gehören zu ihrer Religion, doch macht man sie auch, um sich zu schmücken und zu putzen. So mahlt man sich, wie wir schon bemerkt haben, bey Leichenfesten den Körper nicht so wie bey Büßungen. Einige bringen den Pottou von Saffran, nur wenn sie gegessen haben, auf die Stirn, daher glaubten die Christen dieses Landes, es sey kein abergläubisches Zeichen, sondern bloß ein Merkmahl, daß man nicht mehr nüchtern sey.

Vorzüglich interessirt uns hier jene Indische Dreyeinigkeit, die mit der, welche die Christen anbethen, viel Analogie zu haben scheint. Denn so sagen die frommen Heiden, Wischnu ist Mensch geworden, hat mit den Riesen gekämpft und ist manchmahl verschwunden. Wer glaubt nicht in dieser Dichtung die Menschwerdung des Worts zu sehen, die Versuchungen des Menschensohnes, seine Mühen, seine Verfolgungen und seinen Streit mit den höllischen Mächten? das Wort ist die zweyte Person der göttlichen Dreyeinigkeit. Wischnu nimmt denselben Platz in der Indischen ein, und vielleicht ist er der Sohn des Brama, der die erste Person und folglich das Princip der Göttlichkeit ist. Und gibt es nicht einige Aehnlichkeit zwischen Wischnu und Kristschnu, welches den Christ bedeuten würde? Denn die Indier machen sich kein Bedenken, harte Buchstaben, die sie nicht gut aussprechen können, mit andern zu vertauschen, die leichter auszusprechen sind, und deren Ton dem Ohre mehr schmeichelt.

Woher kann aber das Wort Brama kommen? Die Indischen Worte endigen sich nur in an, ar, al, ou. War es ein Eigennahme, dessen Endung man beybehielt? Aber dann ist es ein fremder Nahme, und Brama ist doch nur in Indien gekannt. Viel natürlicher ist es anzunehmen,

daß Brama aus bramaha, einem Sanskrittischen Worte, zusammen gezogen ist, welches Sehnen bedeutet. Aber warum heißt Gott Sehnen oder der Ersehnte? Wahrscheinlich haben die Indier diesen Ausdruck von den Propheten der Juden entlehnt, die ihren Messias unter diesem Nahmen ankündigten. Der, den die Nationen erwarten, der Ersehnte von allen Völkern. Warum steht aber dieser Messias an der Spitze der Indischen Dreyeinigkeit, statt, wie bey den Christen, die zweyte Stelle einzunehmen? Hierauf muß man antworten: Da die Indier nur einen oberflächlichen Unterricht erhielten, und er sich nachher änderte, so konnte diese Versetzung leicht zu einer Zeit geschehen, wo sie schon das Ganze der religiösen Kenntnisse, welche man ihnen beybrachte, verloren hatten, und in dieser Periode, wo das Wort Sehnsucht ihnen mehr als jedes andere auffiel, konnten sie glauben, dieser Nahme schickt sich mehr für den ersten Gott, als für die, welche auf ihn folgten. Mit der Menschwerdung wird es nicht so gegangen seyn; denn da dieß Geheimniß gewisser Maßen der Gottheit entgegen gesetzt ist, so konnte man natürlich nicht versucht seyn, es dem Gotte beyzulegen, den man für den anbethenswürdigsten hielt. So wird man damit angefangen haben, Brama oder dem Sehnen den ersten Platz anzuweisen, und die Menschwerdung auf den folgenden Gott übergetragen haben.

Die Göttinn Maria.

Eine andere Gottheit, welche sehr feyerlich verehrt wird, und die man bey den Blattern anruft, ist die Göttinn Maria. Nichts ist auffallender, als das ganz gleiche Wort mit dem, welches die Jungfrau, die Mutter Jesus, bezeichnet. Dieser Ausdruck ist nicht Indisch, er kommt aus der Sanskritt-Sprache, in welche er, wie

viele andere Worte, aus einem fremden Idiom aufgenommen worden ist. Dahin gehören: paterha, Vater; materha, Mutter; Deosho, Gott; die doch offenbar aus dem Lateinischen kommen, wenn man nicht annehmen will, daß dieses sie aus dem Sanskritt geschöpft habe. Aber warum suchten sich die Indier eine Maria aus, um eine ihrer Gottheiten daraus zu machen? Man mußte ihnen doch bey einer Frau, die diesen Nahmen geführt hatte, erhabene Eigenschaften haben entdecken lassen, welche sie anbethenswerth fanden. Und wer kann diese Frau anders seyn, als die Mutter des Brama, des Ersehnten? Nichts mußte ihnen natürlicher scheinen, als der Mutter Altäre aufzurichten, da sie den Sohn ihrer Verehrung würdig erachteten. Sie muthmaßten nicht, daß die Mutter eines Gottes von einer ganz andern Natur seyn könne, als der besitze, den sie mit Recht ihren Sohn nenne.

Dieser Conjectur gibt noch dieß eine neue Wahrscheinlichkeit, daß die Indier, die am eifrigsten an ihrem alten Aberglauben hangen, eine unüberlegte Verehrung für die heilige Jungfrau der Christen haben. Sie werfen sich vor ihrem Bildniß nieder, laufen in Menge zu den Prozessionen, die man ihr zu Ehren anstellt, weihen ihr Gelübde, werfen Blumen ihr zu Füßen, bringen ihr Räucherwerk, und vermachen ihr sogar einen Theil ihrer Güter. Doch betragen sich die Christen nicht eben so gegen die Maria der Heiden, und daran thun sie wohl; denn bey diesen unwissenden Völkern ist ihr Gottesdienst zum Götzendienst geworden.

Priap.

Ein anderer Gott, dessen Anbethung selbst der des Brama nicht nachsteht, ist Priapus. Sein Bild, seine Statüen stehen überall und bedecken Felder und Wege.

Man

Man nennt sie Lingam *). Seine zahlreichen Anbether und Priester tragen auf der Brust ein kleines Kästchen von Silber oder einem andern Metall, in Gestalt einer Pagode, in welchem die unanständige Figur dieser Gottheit sich befindet. Dieses Reliquien-Kästchen ist mit einer gelben Leinwand, der Lieblingsfarbe dieser Secte, bedeckt.

Von allen Götzendienern sind keine so schwer zur christlichen Religion zu bringen, als die Anhänger des Lingam. Es müssen Wunder geschehen, ehe sie sich entschließen, die Zeichen ihrer Religion aufzuopfern, auch glaube ich, daß man ihnen, als man ihnen den Lingam gab, verboth, ihn jemahls zu verlassen, und besonders ihn in die Hände eines solchen zu geben, der nicht in ihre Mysterien eingeweiht sey. In der Folge noch etwas darüber.

Venus.

Auch die unkeusche Venus ist in dem Indischen Heiligen-Kalender unvergessen. Es scheint, als ob die Indier, je mehr Sanftmuth und Edelsinn in ihrem Charakter liegt, um so mehr fürchteten, gegen irgend jemand, selbst gegen den Dämon, der der Entartung der Sitten vorsteht, die Achtung aus den Augen zu setzen. Venus theilt nicht nur die Ehrenbezeigungen, die man von Zeit zu Zeit den Landesgöttern erweist, sie hat auch ihren besondern Gottesdienst, ihre ausschließlichen Priester, und ihre Tempel sind Höhlen der Wollust. Die Mädchen, die ihren Altären angehören und Buhlerinnen aus Religion sind, nehmen den stolzen Titel: Dienerinnen der Gottheit, oder göttliche Personen an, Devadassi, Devalliales. Sie stehen in großen Ehren, und an den Höfen einiger Monarchen haben der Priester, Kou-

*) Uterque sexus copulatus.

rou, und die Devadassi allein das Recht, sich dem Fürsten zu nahen, und sich neben ihm zu setzen.

Alle Mädchen können nicht Devadassi werden; es ist ein Kastenvorzug, dem man nicht entsagen darf. Diese Unglücklichen sind verbunden, bis sie sich verheirathen, diesen schimpflichen Lebenswandel zu führen.

Doch ist ihr Privilegium nicht so streng, daß es kein Mittel gebe, Theil daran zu nehmen. Wenn ein Mädchen, von welcher Kaste es auch sey, wünscht, sich für immer von den Gesetzen der Zucht zu befreyen, ohne ihres Betragens wegen vor der Obrigkeit verantwortlich zu seyn, so stellt sie sich dem Oberpriester der Devadassi vor, und erhält, nachdem sie ihm ihren Wunsch zu erkennen gegeben hat, mit einem heißen Eisen auf die Brust den Stämpel, oder das Tempel-Siegel. Vermittelst dieses Zeichens der Erlaubniß der Götter, welches ihr ganzes Leben hindurch dauert, wird sie dem Dienste der Devadassi für einverleibt geachtet. Sie kann ungestraft die öffentliche und besondere Scham verletzen und anfechten. Der Brame an der Seite seiner Götter, der Fürst auf dem Throne ist vor ihrer Unkeuschheit nicht sicher. Wer die Frechheit dieser öffentlichen Sünderinnen antasten wollte, würde für einen Entweiher des Heiligthums und Gotteslästerer angesehen werden.

Die Mädchen, die unter dem Nahmen Bajaderen bekannt sind, sind wahre Devadassi; aber noch kühner und unternehmender als die im Innern des Landes, weil sie wissen, daß sie den verdorbenen Europäern um so angenehmer sind, je mehr Keckheit sie zeigen. Sie gehen schaarenweise, und tanzen auf unverschämte Art in der freyen Straße. Aber die Sittenverachtung geht in den Englischen, Französischen und andern Niederlassungen so weit, daß ein Kaufmann seinen Freunden kein vollständiges Fest glaubt geben zu können, wenn er nicht Ba-

saderen in den Saal kommen läßt, um sich mit ihnen zu ergötzen.

Uebrigens ist bey allen Indiern, die nicht ganz sittenlos sind, die Achtung, die man für die Devadassi hat, mit einer Art von Abscheu gepaart. Sie scheinen zwischen zwey entgegen gesetzten Gefühlen, der Ehrfurcht, welche die Religion vorschreibt, und der Verachtung, die die Vernunft gebiethet, zu schwanken.

Noch muß man bemerken, daß die Devadassi und die andern Mädchen, die dasselbe schändliche Handwerk treiben, noch bescheidener als die anständigsten Frauen gekleidet sind. Sie haben einen Ueberrock oder Ueberwurf, der nur den obern Theil des Halses sehen läßt, ihre Aermel sind zwar kurz, aber der Arm ist fast ganz mit anderem Schmuck bedeckt. Daher wagen es anständige Personen auch nicht, sich so zu bedecken, aus Furcht, mit diesen Weggeworfenen verwechselt zu werden.

Der Poulleair.

Poulleair bedeutet ehrwürdiges Kind, oder kindliche Person. Es ist dieß eine häßliche Gestalt, halb Vieh, halb Mensch. Sie hat einen Eselskopf und einen ungeheuern Bauch, auf den beyde Hände sich stützen, ja bey einigen Statüen ist der Bauch der einzige sichtbare Theil des Körpers. Poulleiar ist schwarz, fett und beräuchert. Es ist die Statüe des Gottes, den man auf den Taly's oder Heirathskleinodien sieht. Auch ruft man ihn an, um fruchtbar zu werden, und bey Entbindungen. Er hat mehr Tempel, als alle andern Götter zusammen. Die Grashalme wachsen auf den Wiesen nicht dichter, als man die abscheulichen Figuren des Poullerar beysammen sieht. Er hat sich die Anbethung so anzueignen gewußt, daß die Missionäre Mühe haben, seinen Cultus ganz zu unterdrücken. Sie mö-

gen immerhin dem Taly seine ziemende Gestalt vorschreiben, die Weiber wenden alle mögliche Mittel an, um ihre Wachsamkeit in diesem Puncte zu hintergehen, sie bringen doch noch immer Winkel, Höcker, und ich weiß nicht was für Züge an, die einen Ueberrest von Zuneigung für diesen alten Gegenstand des Aberglaubens fürchten lassen. Man kann auch in der That aus dem besondern Alter seiner Bilder, und der unendlichen Menge der Plätze, wo man ihn verehrt, schließen, daß er eben so alt sey als das Land selbst.

Der Maillar.

Der Pfau oder Maillar hat auch in Hindostan zahlreiche Verehrer, aber man rechnet ihn unter die niedern Gottheiten, und sein Dienst vermindert sich von Tage zu Tage. Doch muß er ehemahls sehr berühmt gewesen seyn, weil es große Städte gab, die seinen Nahmen führten, wie Maillabur oder Sanct Thomas. Jetzt kenne ich bloß einige ärmliche Höfe, die sich unter seinen Auspicien bevölkert zu haben scheinen.

Mailou oder der Ochs.

Auch der Ochs und die Kuh sind in Hindostan Gottheiten. Wehe dem, der sich erfrechte, Hand an sie zu legen. Doch Lasten mag man ihnen immer aufbürden, und sie schlagen, wenn sie nicht tragen wollen. Das läuft nicht gegen den ihnen schuldigen Respect; nur der Mord eines Ochsen würde durch eben so viel Indier gerächt werden, als es Götzendiener gibt. Die Rache würde einem Verbrechen angemessen seyn, an das man nicht ohne Schaudern denken könnte; denn wenn es schon ein Vergehen ist, das Fell eines todten Stiers mit der Hand zu berühren, welch ein Verbrechen würde es nicht seyn, ihn umzubringen, um seine Haut zu haben, oder sein Fleisch zu verzehren?

Doch habe ich, ungeachtet der Apotheose des Ochsen, keinen ihm geweihten Tempel gesehen, wo sein Bild allein für die öffentliche Verehrung aufgestellt wäre. Aber ich habe freylich nicht alle Pagoden besucht, und nicht alle Götter verzeichnet. Da sich indeß der Stier überall findet, so können auch die Indier ihrer Anbethung für ihn überall Genüge thun.

Wie dem auch sey, die Indischen Ochsen sind sicher, daß sie nur aus Alter oder durch irgend einen Zufall sterben. Ihr Leben ist mehr in Sicherheit, als das der Menschen, und wenn sie auch von diesen zuweilen schlecht behandelt werden, so feyert man doch jährlich einen Tag, wo man ihnen Ersatz gibt und sie alle Unarten, die man sich gegen sie erlaubt hatte, vergessen läßt.

Der Pambou oder Schlangengott.

Die Schlange Kappel ist auch ein bey den Indiern gefürchteter Gott, so wie der Affe und einige andere. Aber ihr Gottesdienst ist verborgener und nicht so prachtvoll als der der vorigen. Es scheint sogar, als ob die Schlangen die Ehre, die man ihnen erweist, bloß den Verwüstungen, die sie gemacht, und der Macht verdankten, die man ihnen zuschreibt, sich deren zu enthalten. Ich glaube in der That bemerkt zu haben, daß ihre Tempel in den Gegenden am häufigsten standen, die ihren Verheerungen am meisten ausgesetzt waren: so wahr ist es, daß der Aberglauben im Schooße der Schwäche und Kleinmüthigkeit des Charakters entsprang!

Wenn man durch Hindostan reist, findet man oft Feldsteine, die in gerader Linie oder im Zirkel gelegt sind. Es sind eben so viele Götter, die aber nur nach und nach hier zusammen gekommen sind. Erst werden diese Steine von dem Steinhaufen oder aus der Straße genommen, und mit Saffran, Oehl oder Sandal eingerieben.

Dieß ist eine Art von Lehrlingszustand für die hohe Rolle, die sie in der Folge spielen sollen. Denn nun bekommt man schon eine heilige Ehrfurcht für sie, oder vielmehr ein geheimes Schaudern bey ihrem Anblicke. Einige Zeit darauf wird ein toller Heide ihnen das Opfer eines bösen Hahns oder eines Lammes bringen, und sie mit dem Blute der Geschlachteten benetzen. Nun sind sie neugeschaffene Gottheiten, die nach der Laune der Nachbarschaft oder der Frömmigkeit dessen, der sie in seinen Tempel bringt, mehr oder weniger Aufsehen machen werden.

So ist es daher unmöglich, eine bestimmte Zahl von Landesgöttern zu nennen. Selbst wenn sie alle in demselben Umkreise ständen, würde man sie noch nicht zählen können, wenn man nicht Etiketten daran befestigte, weil ihre Gestalt nicht immer das ankündigt, was sie wirklich sind. Derselbe Steinblock wird an dem einen Orte für einen Gott der Schlachten, an dem andern für die Nymphe der Quellen u. s. w. angesehen.

Fünftes Kapitel.

Von den Pagoden oder Götzentempeln.

Ehe ich von den Indischen Pagoden spreche, wie sie jetzt sind, muß ich erzählen, was sie allem Anscheine nach Anfangs waren.

Ich habe Pagoden in ihrer Kindheit gesehen, ich bin ihrem allmählichen Fortschreiten gefolgt und habe Folgendes bemerkt.

Ein Sanniassi oder Büßender geht seines Weges, da stößt er auf einen Strauch. Von religiösem Wahnsinn ergriffen, dessen Grund er selbst nicht kennt, hängt er einige Stücke seiner Lumpen zum Zeichen und Beweis der innern Bewegung, die er hier empfand, an den Strauch. Ein anderer kommt nach ihm und thut dasselbe, als Beweis der Achtung, die er für diesen Fetisch fühlt. Bald sind alle Dornen dieses Strauchs mit Stücken Leinwand, Seide und Tuch von allen Farben bedeckt. Es ist deutlich, sagt dann ein frommer Heide, der dieß sieht, bey sich selbst; es ist augenscheinlich, daß dieser Ort durch irgend ein Wunder heilig ist. Vielleicht hat sich hier ein Gott sehen lassen, vielleicht genoß man hier außerordentlicher Begünstigungen? Er ergreift also einen Stein, stellt ihn dem Strauche gegen über auf, reibt ihn mit Speichel, nachdem er vorher Betel gekaut, um den Stein bemerkbarer zu machen, und geht seinen Weg fort. Ein anderer schließt diesen Stein mit einer kleinen Mauer ein, trocken und ohne Mörtel aufgeführt. Von da verrichten Nachbarn und Reisende hier, wenn sie vorbey gehen, ihr Gebeth. Endlich wendet ein Reicher, den die Noth treibt, lange von sich reden zu lassen, oder vielleicht auch Verzeihung seiner Sünden zu erhalten, einen Theil seines Vermögens daran, hier einen Teich zu graben, und eine prachtvolle Pagode zu bauen. Um nun dieß neue Heiligthum so berühmt als möglich zu machen, gibt er mehrere Tage hindurch ein Fest. Endlich kommen Schwärme von müßigen und armen Bramen, siedeln sich in dem neuen Sprengel an, und bringen es durch die Mährchen, die sie erzählen, dahin, daß man sich nur mit der Pagode und den Göttern, die sie enthält, beschäftigt.

Ich zweifle nicht, daß die berühmten Tempel von Chalambouram, Villenour, Valdaour und

viele andere, deren Pracht man mit Recht bewundert, denselben Ursprung haben *).

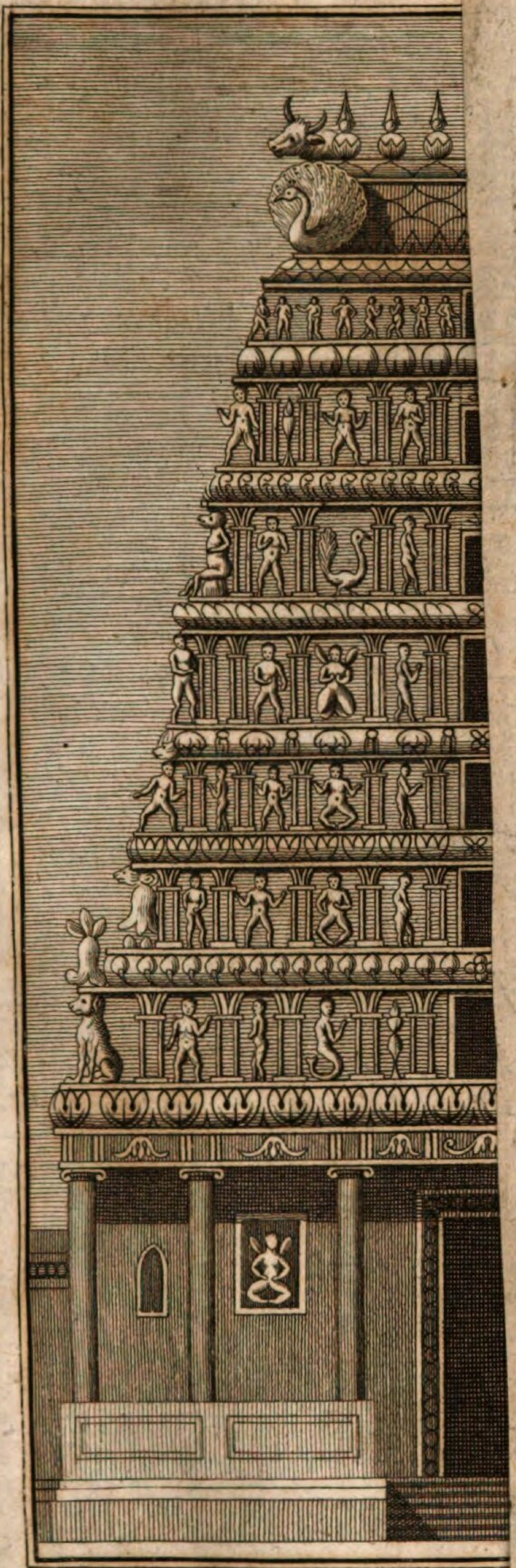
Doch schon daraus kann man schließen, daß die Hindostanischen Pagoden nicht alle der Aufmerksamkeit werth sind. Der größte Theil besteht in einer Art von ländlichen Capellen, die eine kleine dunkle Kammer enthalten, welche mit einer Art von massivem Dome überbaut und einem hölzernen Säulengange umgeben ist. Es gibt im Innern weder einen Altar für die Opfer, noch einen Lehrstuhl, noch Bücher, um das Lob der Götter daraus zu singen, noch Bänke, um sich während des Bethens zu setzen. Nur der Hintergrund des Heiligthums ist mit einem sehr grob zugehauenen Steine geschmückt, der gut oder schlecht den Gott darstellt, dem der Tempel geweiht ist **).

Selten gibt es bey diesen kleinen Pagoden, die oft allein, ja sogar mitten in Wäldern liegen, Priester, die dort stets den Dienst versehen. Doch bringt man hier von Zeit zu Zeit Opfer, besonders wenn ein Teich in der Nähe ist, um sich darin zu reinigen.

In Städten und an einigen durch den Zufluß der Pilger berühmten Orten, wie zu Challambouram, sind die Pagoden schön, gut gebaut und mit vielem Luxus versehen. Sie sind viereckig, und an den Seiten stehen ein oder mehrere sehr hohe Thürme in Form einer Pyramide. Rings um das Gebäude gehen weite Höfe, und Teiche liegen dabey. Das Ganze wird durch dicke und feste Mauern eingeschlossen, so daß diese großen Gebäude wie sehr gute

*) Wir geben hier aus dem Werke des Herrn Legoux de Flaix über Hindostan die Ansichten der Pagoden von Chalambouram und Saidpouc.

**) Die Götzendiener pflegen wenigstens des Nachts Licht in ihren Pagoden zu unterhalten. Die Sorge dafür ist ein Amt für die Priester, und in wenig volkreichen Gegenden fast das einzige.



Ansicht des Temp

Festungen aussehen, und in der That auch, wenn es die Umstände erfordern, dazu gebraucht werden.

Dem Anschein nach hat es in alten Zeiten viel prächtigere Pagoden gegeben, als die, welche man noch sieht. Ich entdeckte zwischen Gourram Conda und Nanndealam-pettei, mitten in einer Ebene, die mit Sandhügeln bedeckt war, welche die Winde dahin geweht hatten, eine Pagode, die bis an den Fries im Sande vergraben war. Das Wenige, was ich sehen konnte, setzte mich in Staunen. Es war ein Mauerwerk von sehr fein geglättetem Granit-Marmor. Die Terrasse über dem Gebäude war noch vollkommen erhalten. Mehrere Engelsköpfe schmückten den Architrav, aber ihre Flügel sahen wie die von Fledermäusen aus.

Gern hätte ich einige Nachricht über diesen Tempel, die Zeit seiner Gründung und seiner Versandung gehabt; aber niemand konnte mir darüber befriedigende Auskunft geben.

Nicht weit davon bewunderte ich ein anderes Gebäude dieser Art, welches die Indier profanirt hatten, ohne daß es möglich war, den Grund davon zu entdecken. Seine Gestalt glich der unserer Kirchen, in welchen drey Schiffe durch zwey Reihen von Pfeilern getrennt werden. Es ist die einzige Pagode von dieser Bauart, die ich kenne. Was mir noch sonderbarer schien, war dieß, daß die Pfeiler oder Säulen als Götzenbilder, eins auf dem andern, bis zum Gipfel des Gebäudes, ausgehauen waren. Diese Gruppen, welche die ganze Masse umschlangen, waren mit so großer Kunst gearbeitet, daß sie eben so viele Ausschnitte bildeten, obschon die Masse ein grober und fast kalkartiger Granit war.

Man hatte lange in diesem Tempel eine steinerne Kette, die ganz aus dieser Steinart geformt, und so groß war, daß sie um das ganze Gebäude herum ging, aufbewahrt; aber jetzt ist sie nicht mehr zu sehen.

Die Pagoden stehen den Reisenden offen, sie können darin essen, trinken und schlafen. Doch findet dieß in den großen Heiligthümern, wo die Bramen unausgesetzt ihren Dienst verrichten, nicht Statt; man wird aber dafür entschädigt, weil stets neben diesen schönen Pagoden weitläuftige und ziemlich bequeme Wohnungen sich befinden. Noch über dieß ist auch ein kleines Hölzchen in der Nähe, wo man einen sehr angenehmen Aufenthalt hat.

Sechstes Kapitel.

Von den Götzenpriestern.

Die ersten und vorzüglichsten Diener der heidnischen Religion sind die Bramen, unstreitig vom Gotte Brama entsprossen, und deßhalb die edelsten aller Landeseinwohner. Aber sie sind auch die stolzesten; denn sie sehen und besuchen nur die Leute ihrer Kaste.

Sie haben kein äußeres Kennzeichen, das sie von den andern Edlen unterscheide, selbst nicht bey ihren Ceremonien; denn den Gürtel aus 108 Faden haben sie mit vielen andern gemein.

Doch genießen sie vieler Vorzüge. Sie besitzen eigenthümliche Häuser und Ländereyen. Die Gaben der Gläubigen theilen sie unter sich, und kennen die Mittel, sie so ergiebig zu machen, als sie wünschen. Sie brauchen dann bloß zu erklären, daß die Gottheit ihnen entdeckt habe, sie wünsche dieses oder jenes Geschenk, wenn man nicht ihr Mißfallen sich zuziehen wolle. Auch kann ein Brame nur dann an etwas Noth leiden, wenn er die Gewalt nicht benutzt, die er über seine Jünger hat.

Wenn sich ein armer Indier dem Bramen naht, der sein Priester ist, so legt er aus Ehrfurcht die Hand auf den Mund, vorzüglich wenn ihn dieser würdigt, mit ihm zu sprechen und irgend einen Rath zu geben. Erniedrigte er sich sogar so weit, Reiß von ihm zu verlangen, so wäre dieß eine Gnade, durch die er sich zu geehrt fühlen würde.

Die Bramen sind alle in dem Rufe einer erbaulichen Mäßigkeit. Dieß ist auch nöthig, um sie in der hohen Achtung zu erhalten, deren sie genießen. Aber es geschieht ohne Grund. Sie essen freylich selten und nur, wenn der Hunger sie dazu zwingt, dann essen sie aber auch so übermäßig, daß sie mehrere Stunden nachher sich noch nicht rühren können. Sie trinken weder Wein, noch irgend einen gegohrenen Trank, sie essen kein Fleisch, wenigstens dann nicht, wenn sie den Augen des Volks ausgesetzt sind; aber sie entschädigen sich für diese Enthaltsamkeit, die zu dem Anstande ihres Berufs gehört, indem sie sich den Magen mit Butter und Milch anfüllen, die sie sehr gut zuzurichten verstehen.

Ihr Amt beschränkt sich auf seltene Opfer, auf die Sorge, den Tempel bey festlichen Tagen zu schmücken, und zu Ehren ihrer Götter Prozessionen zu halten. Sie baden sich oft und verrichten dann ihre Gebethe.

Es gibt ganze Städte, die nur von Bramen und Personen, durch welche diese wieder ihre Ländereyen bebauen lassen, bewohnt sind. Man muß eingestehen, daß in diesen Orten mehr Artigkeit und Geschmack als in den andern Städten des Landes herrscht; aber ich zweifle nicht, daß die Sitten dort noch verdorbener sind als anderswo.

Die zweyte Familie der heidnischen Priester ist die der Linganisten, oder der Priester des Priaps. Ich wüßte nicht, daß dieser Stand zu irgend einem Dienste verpflichtete, als zu dem, den Lingam, wie ich oben sagte, stets am Halse zu tragen. Es ist also eine Art

von Verbrüderung oder Gesellschaft, welche dazu eingesetzt ward, um die Freyheit der Sitten zu heiligen, und auf die schändlichsten Excesse das Siegel der Religion zu drücken. Indeß zweifle ich, daß diese Priester sich jetzt noch diesen Zweck vorsetzen. Ich habe mehrere von reifem Urtheil und großer Sittlichkeit gekannt *). Wahrscheinlich fesseln die außerordentlichen Ehrenbezeigungen, die man ihnen widmet, die meisten an diesen Stand; denn man unterscheidet sie fast nicht von der Gottheit, und wir haben schon gesehen, daß sie die einzigen sind, deren Leichname man nach dem Tode als besondere Gegenstände der Verehrung aufbewahrt. Auch setze ich sie bey weitem über gewisse Sanniassi, die das Land durchziehen, abscheuliche Nacktheiten zeigen, und in verächtlichen Handlungen durch die That eine Religion verbreiten, deren Priester jene bloß sind. Aber selbst die Verehrung, welche die Indier für diese Schändlichen hägen, ist ein Beweis der Liebe und Ehrfurcht für die Tugend, weil das lügenhafte Symbol der Reinheit ihre Huldigungen denjenigen zuzieht, die sie doch am wenigsten verdienen, ich meine das Unbekleidete **). So erwirbt die Ehelosigkeit der christlichen Priester ihnen mehr Achtung als ihr Amt, und wenn sie halb unbekleidet predigen wollten, würden sie noch mehr Glück machen. Dieß sagten mir meine Diener oft.

*) Ich habe die Linganisten nach den Unterredungen, die ich mit ihnen gehalten, beurtheilen können. Ihre Einbildungskraft ist so rein, daß ich gewiß glaube, selbst in dem schändlichen Gegenstande ihres Gottesdienstes finden sie Stoff zu einer echt religiösen Erhebung.

**) Videntes Indi nudum hominem putant eum immunem omni motu carnali, sicut fuit Adam in statu innocentiae: ignorant plane, quod his concupiscentiae desideriis ideo plane careat, eo quod privatim libidini frequenter indulgeat.

Sie warfen mir vor, ich schade der Ausbreitung des Evangeliums dadurch, daß ich zu sittsam angekleidet sey. Nach ihren Ideen hätte ich mich wenigstens bis zum Gürtel entkleiden müssen.

Es gibt in Hindostan einen noch wildern und finsterern Gottesdienst als den des Lingam, nähmlich den, welchen wahre oder falsche Magier und Zauberer üben. Sie opfern dem Teufel als Teufel.

Mag man über die Einfalt der Indier so viel lachen, als man will, aber die Idee von Hexereyen und Beschwörungen ist sehr alt unter ihnen, weil sie eine eigene Kaste der Hexenmeister haben. Man glaube auch nicht, dieser Nahme sey ein bloßer Spottnahme, es ist ein Ritterthum, eine Art von Adel, die denjenigen, der Mitglied desselben ist, so ehrt, daß er sich auf Tod und Leben mit dem streiten würde, der ihm diesen Rang streitig machte.

Aber freylich ist der Gottesdienst dieser Zauberer, wie man leicht denken kann, ein Dienst der Finsterniß, der in ganz mysteriösen Ceremonien und Gebethen besteht. Heimlich, mitten in Wäldern, bey Mondschein oder in Höhlen verrichten sie ihre Anrufungen. Jeder kann Priester dieser Religion werden, er braucht bloß zu behaupten, daß er mit den unterirdischen Geistern Umgang habe. Folglich gibt es keinen Tempel, der dieser Art von Aberglauben besonders geweiht wäre; der zauberische Priester übt sein verhaßtes Amt nicht eher aus, bis man es verlangt, entweder um sich an jemand zu rächen, oder um den Urheber einer schlechten That zu entdecken, oder um sein künftiges Schicksal kennen zu lernen. Ich weiß nicht, ob sie es sind, die die Taqueillade geben, aber wenigstens gehören die Wirkungen derselben ganz gewiß zu ihrem Amte.

Taqueillade nennt man den Vorzug, welchen gewisse Personen besitzen, durch ihre Blicke auf die Gegen-

stände, welche sie ansehen, zu wirken, und diese dahin zu bringen, sich ihrem Willen zu ergeben. Aber dieses Privilegium kann bloß eine gewisse Anzahl von Wirkungen hervor bringen. So tödten einige z. B. alle Hühner durch das bloße Ansehen, andere machen Menschen dadurch krank, einige bewirken Unfruchtbarkeit, andere bringen die Leidenschaften in Bewegung. Ja es gibt sogar Personen, die mit einem Blick Bäume und Häuser umwerfen. So daß eigentlich die Taqueillade die Fähigkeit oder Kunst ist, durch Bewegung der Augen andern zu schaden.

Ich bin weit entfernt, alle Wunder zu glauben, die die Indier von der Taqueillade erzählen; aber ich gestehe, daß ich nicht Verstand genug besitze, um wirkliche Thatsachen abzuläugnen. Hier eine dieser Art.

Ein jesuitischer Missionär, mein Mitbruder und Freund, ließ eine alte Kirche abbrechen, um eine neue daraus zu bauen. Schon war das Zimmerwerk und ein Theil der Mauern den Bemühungen der Arbeiter gewichen, nur eine einzige festgemauerte Wand widerstand allen Anstrengungen. Da sagt ein Maurer zum Jesuiten: Ja, mein Vater, wenn wir den und den hier hätten, brauchten wir uns nicht so viel Mühe zu geben, wie wir thun! Der Mensch besitzt die Taqueillade, vor seinen Blicken würde die Mauer gleich zusammen stürzen. Der Missionär, der weder leichtgläubig noch ein Thor war, konnte sich nicht enthalten, über ein solches Auskunftsmittel zu lachen; um jedoch diesen Mann von seiner Albernheit zu heilen, und andere zu verhindern, an Dinge zu glauben, die er Narrheiten nennen mußte, befahl er den ihm genannten Mann auf der Stelle kommen zu lassen. Er kam auch in der That, sah die Mauer fest an, und im Augenblicke stürzte sie mit schrecklichem Geprassel zusammen.

Dieß ist Thatsache. Ich überlasse es Naturforschern, sie zu erklären, wenn sie es im Stande sind.

Um den Wirkungen der Taqueillade entgegen zu arbeiten, hängen die Indier ihren Kindern und Thieren Amulette an den Hals und andere Theile des Körpers. Diese Amulette sind von Stahl, Zinn, Gold oder Silber, nicht stark, dreyeckig, und mit Götzenbildern überladen. Sie müssen denjenigen Theil des Körpers bedecken, den man vor der Taqueillade schützen will. Ihre Kraft besteht darin, das Auge des Zauberers aufzuhalten und ihm die Fähigkeit zu rauben, weiter zu blicken. Um Felder, Gärten und Häuser vor dem verderblichen Einflusse der Taqueillade zu schützen, stellt man auf Stangen Gefäße von Erde, mit weißem Kalke vermischt und schwarzen Flecken bemahlt, auf. Bey solchen Vorsichtsmaßregeln fürchtet man keine Hexerey.

Endlich gibt es noch ein besonderes Priesterthum für die Parias, das auch nur Leute aus dieser Kaste üben. Ich glaube, diese haben eben so wenig mit den Göttern als mit den Dämonen zu thun, ob sie gleich mit symbolischen Figuren und Talismanen auf dem Kopfe einhergehen. Nur unter den Parias machen sie Aufsehen und Lärmen.

Siebentes Kapitel.

Von den in Hindostan gebräuchlichen Opfern und religiösen Ceremonien.

Die Altäre der Indier triefen nicht von Blut, wie die der meisten andern heidnischen Nationen. Ihre Götter gaben sich zu der Sanftmuth der Landessitten her; denn wenn

ihr Dienst Mord und Hekatomben gefordert hätte, so würden diese Völker eine so blutdürstige Religion verlassen und der Irrthum seine Herrschaft verloren haben, weil er sie mit zu viel Zurüstungen hätte ausüben wollen.

Kaum wird man das Blut eines Hahns oder andern Vogels auf dem Fußboden der Pagoden gewahr; auch wäre dieß nicht vergossen worden, hätte man sich nicht vorgenommen, das Schlachtopfer zu speisen. Statt aber eine Henne im Hofe abzuschlachten, bringt man ihr Blut der Gottheit; auf diese Art kostet der Gottesdienst nicht das Geringste.

Doch bringt man, aber vielleicht nur einmahl im Jahre, ein feyerliches Opfer für das Gedeihen der Ernte. Die Ceremonie besteht darin, einen Hammel um das Gebieth herum zu führen, und ihn dann zu Ehren der Götter, die die Felder beschützen, zu schlachten. Das Fleisch wird unter die Landleute vertheilt, und damit endigt das ganze Fest. Die gewöhnlichsten Opfer, welche die Hindostanischen Götzendiener ihren falschen Gottheiten bringen, sind die Erstlinge der Feldfrüchte, einige Hände voll gekochten Reißes auf einem Bananenblatte, oder andere Eßwaaren, die dem ersten besten Reisenden, der Muth genug hat, sie zu verzehren, zur Speise dienen können.

Auf diese Art haben die Götzenpriester kein beschwerliches Amt; sie haben fast keine weitere Beschäftigungen als die Tempelwache. Indeß wenn auch die Opfer nichts Bemerkenswerthes haben, so entschädigen die Indier ihre Götter durch den Glanz und die Pracht der Ceremonien. Sie versammeln sich an gewissen Tagen, welche in ihren Kalendern als heilig bezeichnet sind, weil sie das Andenken an einige Begebenheiten ihrer Götter erneuern. Der Ton des Erzes läßt sich vom Morgen an bis zum Abend in der Pagode hören, und Trompeten schmettern, daß man Kopfschmerzen bekommen möchte. Das Aeußere des Tempels

ist mit einem oder mehreren Pavillons geziert, die von Laubwerk, Musselin und reich gewebten Stoffen aufgeführt sind. Die Menge strömt von allen Seiten herbey. Einige werfen sich vor dem Götzenbilde nieder, um seine Gunst zu erwerben; andere stürzen sich bis an den Gürtel in die Gewässer des heiligen Sees und sagen lange Gebethe her. Diese sind beschäftigt, ihre Köpfe mit gemeinem Oehle oder Essenzen einzureiben, jene trocknen ihre Kleider. Einige lesen oder sprechen, wobey ihnen eine große Menge ehrfurchtsvoll zuhört. Während dessen errichtet man in den äußern Gebäuden tausende von Küchen, bereitet Bananen-Blättet vor, um Reiß darauf zu legen u. s. w. Nichts ist den ganzen Tag hindurch so lebhaft, so beweglich als dieß Schauspiel; doch wenn die Nacht sich naht, vermehrt sich noch der Umtrieb. Kaum ist die Sonne hinab, als große Lampen von getrocknetem Kuhmiste mit gemeinem Oehle getränkt ankündigen, daß die Prozession beginnen wird, und dieß ist eigentlich der Anfang des Festes. Wenigstens bezieht sich alles auf diesen nächtlichen Umzug, und um dabey zu seyn, läuft man 50 Meilen weit her. Auch dauert er während der ganzen Nacht.

Wenn die so sehnlich erwartete Stunde gekommen ist, versammelt sich das Volk in Reihen um ein großes, sehr dickes, kupfernes Gefäß, auf welches man mit Bambusstöcken heftig schlägt. Petarden oder kleine Kanonen erinnern die langsamen zu eilen. Der Zug fängt mit Musikern an, welche auf langen, hölzernen Trompeten blasen, und bloß mit dem Langutti bedeckt sind. Nach ihnen kommen in zwey Reihen Tausende von Andächtigen. Sie tragen in der Hand ein drey Fuß langes Stück Holz, auf welchem ein Kohlenbecken oder eine eiserne Pfanne sich befindet, welche mit eben dem Stoffe angefüllt ist, der in den Lampen brennt. Mehrere andere laufen stets

mit Oehlkannen nebenher, um die Beleuchtung zu erhalten. Endlich kommt der Ter, oder die Nische des Götzenbildes, mit allen Reichthümern des Landes geschmückt, aus dem Tempel, von 30 bis 40 Personen getragen. Ist er zu schwer, so setzt man ihn auf einen Wagen und zieht ihn *). Junge Mädchen, zum Dienste der Pagode bestimmt, umgeben den Ter, und tanzen ohne Unterlaß vor dem Götzenbilde, so daß sie den jungen Heiden mehr Interesse einflößen, als der ganze übrige Zug. Auch scheinen sie keine andere Absicht zu haben; denn sie vergessen nichts in ihren frechen Tänzen, was die Zuschauer nur verführen kann. Ein wenig weiter zurück sieht man Weibern gleich geschmückte Jünglinge, und verweichlichter als sie. Endlich schließen die Kastenoberhäupter, Leute, die sich durch Stand und Reichthum auszeichnen, und die Diener derselben, den Zug.

Von Zeit zu Zeit hält die Prozession bey Ruheplätzen oder Pandels an, die wie die obbeschriebenen Laub-Pavillons gebaut sind. So wie der Ter unter ein solches Dach gekommen, wird das Götzenbild von einer Menge Gliederpuppen besucht, die oben an seidenen Faden hangen. Diese Puppen senken sich herab, tanzen und springen so lang herum, bis alle Zuschauer genug daran haben.

Noch ein lustigerer Umstand, den ich nicht verschweigen darf, ist der, daß die andächtigsten Musiker sich auf der Erde herum wälzen und immer auf ihren Instrumen-

*) Der Ter ist von Holz, wie ein Tempel gebaut und mit Säulen geziert. Alles ist sehr gut vergoldet oder gemahlt. Oft hat diese Masse mehrere Stockwerke, je nachdem die, welche das Fest geben, Aufwand machen wollen, und kann daher ungeheuer schwer werden.

ten fortspielen, indem sie mit unglaublicher Schnelligkeit auf dem Rücken fortgehen.

Ich brauche nicht erst zu bemerken, daß diese Prozessionen sehr ermüdend sind. Wenige nur halten sie bis zum Ende aus. Doch haben die Indier dabey nie lange Weile, und ob es gleich eine Menge festgestifteter gibt, so finden sich doch noch täglich Privat-Personen, die darum ansuchen, die Kosten zu einer außerordentlichen Ceremonie hergeben zu dürfen. Nach den Ideen dieses Landes ist es der edelste Gebrauch, den man mit seinem Vermögen machen kann, und das Mittel, seine Familie berühmt zu machen.

So wäre denn also, wenige Hauptgebräuche ausgenommen, die man als die allgemeine Religions-Disciplin bey den Indiern ansehen kann, und die unverändert von einem Jahrhunderte zum andern übergegangen sind, nähmlich reinigende Bäder, Gestalt und Farbe der Zeichen auf der Stirn, um seine Lieblingsgottheit anzuzeigen, Zahl und Beschaffenheit der Fäden, die den religiösen Gürtel ausmachen, Form der Götzenbilder, Embleme, durch die man sie unterscheidet, u. s. w., alles Uebrige willkührlich, und von der Fantasie jedes Einzelnen abhängig.

Wollte ich alle heidnischen Ceremonien beschreiben, von denen ich Zeuge war, so müßte ich das Tagebuch jedes Götzendieners haben. Um dieß zu vermeiden, habe ich von der Narrheit einiger Banianen nichts gesagt, die sich ein Gewissen daraus machen, auf ein Insect zu treten; nichts von denen, die es sich zum Grundsatz bestimmt haben, nicht eher ihre täglichen Arbeiten anzufangen, bis sie mit ihren Augen den Gott Affe, oder sonst auch einen Wurm, dem sie ihre besondere Huldigung weihten, gesehen haben; nichts von der Anbethung der

Sonne, des Mondes, der Gestirne, der Flöhe und anderer Insecten, denen einige mitleidig einen Zufluchtsort und Nahrung geben.

Dritte Abtheilung.

Von der christkatholischen Religion in Hindostan.

Je mehr der Gegenstand, von dem ich nun sprechen werde, Theilnahme verdient, um so mehr muß ich mich hüthen, mich von der Wahrheit zu entfernen. Ich würde hierbey auch gar keine Entschuldigung haben, weil ich wissentlich fehlen müßte. Denn indem ich die Geschichte der katholischen Religion in Hindostan schreibe, schreibe ich zugleich die des Amts, das ich und meine Mitbrüder verwalteten. Indem ich ihre Geschäfte, Gefahren und Entbehrungen schildere, sage ich nur, was ich selbst that, sah, litt, erduldete, Gefahr lief. Hier kann also kein Mißverstand Statt finden.

Aber wenn ich mich auch in den Thatsachen nicht irren kann, so bekenne ich doch, daß ich nicht gleiche ängstliche Genauigkeit anwenden werde, wenn von meinen Unterhaltungen mit den Landeseinwohnern die Rede ist. Da ich diese nicht niederschrieb, so habe ich nur noch die Hauptgegenstände behalten, und damit möge man sich begnügen.

Erstes Kapitel.

Von den ersten Zeiten des Christenthums in Hindostan.

Nach der Tradition in den Königreichen Madure und Carnatte ward das Evangelium daselbst von dem Apostel Thomas geprediat. Viele Völkerstämme rühmen sich noch, daß ihre Voraltern durch diesen Heiligen das Licht erhielten. Aber ach! sie ließen die Fackel ihres Glaubens verlöschen. Diese Völker sind die unwissendsten aller Heiden, sie haben nicht eine schwache Erinnerung mehr an irgend eines unserer Religions-Geheimnisse, und üben keinen Religions-Gebrauch mehr aus, man müßte denn die jährliche Wallfahrt zum Grabe des heiligen Thomas, von der ich im ersten Theile sprach, dahin rechnen *)

Man muß vermuthen, daß der heil. Thomas, weil er Zeit genug hatte, christliche Gemeinden zu gründen, die mehr als zehn Tagereisen von einander entfernt lagen, auch Sorge getragen habe, Nachfolger in seinem Apostelamte zu ernennen und einzusetzen. Doch aber habe ich nie von

*) Der heil. Hieronymus versichert, der heil. Thomas habe den Märterer-Tod zu Calamis erlitten. Man hat überall einen Ort dieses Nahmens aufgesucht und ihn nicht gefunden. Wahrscheinlich las dieser heilige Lehrer statt Calamina, Calamida. Das erstere ist aus den Worten: callou, Stein, Felsen, und mina, über, zusammen gesetzt, und würde bedeuten, daß der Heilige auf einem Felsen getödtet worden sey. Nun gibt es aber einen solchen unweit seiner Grotte, und man versichert, daß dort der Ort seines Märtererthums gewesen sey.

einer Ueberlieferung sprechen hören, die nur den Nahmen auch eines einzigen von denen nannte, welche nach seinen Zeiten bis zum heiligen Xaverius der Kirche vorstanden. Sollte man nicht glauben, die neubekehrten Priester, welche der Heilige dort einsetzte, wären nach seinem Tode abgefallen, und hätten das Volk von neuem in den alten Landesaberglauben hinab gezogen. Dieses aber habe doch noch lange Zeit ein unbestimmtes Andenken an die Lehren jener Religion erhalten, so daß die nestorianischen Patriarchen und andere Oberhäupter der späterhin in Armenien und Persien verbreiteten Ketzer-Secten dieß in der Folge benutzt hätten, um ihre Irrlehren daselbst verständlich und annehmlich zu machen. Denn diese Irrlehren mußten diesen Zuhörern doch weit weniger abgeschmackt vorkommen, als der bloße, einfache Götzendienst, auf den sie seit mehreren Jahrhunderten Verzicht gethan hatten. Da diese Indianer aber mit Götzendienern und Mahometanern umgeben waren, und es ihnen daran lag, die Verbindungen der Freundschaft und des Nutzens mit diesen Ungläubigen zu unterhalten, sie sich auch durch die Vortheile, die mit dem Ergreifen einer fremden Lehre verknüpft waren, nicht für die Entfremdung entschädigt fanden, in welche sie sie gegen jene Nationen setzte, so ergriffen sie die Parthie, den Irrthum wieder zu verlassen, wie sie vorher die Wahrheit aufgegeben hatten. Alles dieß macht es sehr glaublich, daß man den heiligen Xaverius mit Recht als den Apostel der Indier betrachten müsse, weil, als er mit dem Kreutze in der Hand erschien, der Gott der Christen unter diesen Völkern nicht mehr gekannt ward, und die Kirche nur seinem Eifer und seinen unendlichen Bemühungen die zahlreichen und echtfrommen Christen verdankt, die man jetzt dort findet.

Zweytes Kapitel.

Von den Hindernissen, welche die Religion fand, und noch jetzt in Hindostan findet.

Zuförderst führe ich an, daß zu allen Zeiten das Klima ein hauptsächliches Hinderniß für eine Religion werden mußte, die eine erklärte Feindinn des Müßigganges ist. Die Hitze macht in Hindostan die Sinne schlaff und unthätig.

Fügen wir noch hinzu, daß der elende Zustand der Einwohner — und dieser Zustand ist sicher sehr alt — der christlichen Religion einen großen Theil ihrer Hülfsmittel rauben mußte. Denn ihre beyden mächtigsten Triebfedern sind Versprechungen und Drohungen. Nun sind aber Menschen, die mit der Armuth, dem Entbehren, den Erniedrigungen vertraut sind, wenig für ein Gemählde von Gütern empfänglich, die denen nicht gleichen, die ihnen täglich vorkommen, so wie sie auf der andern Seite Uebel wenig fürchten, die sie sich nicht schlimmer denken können, als die, welche sie schon erdulden, und die einen wesentlichen Theil ihres Daseyns ausmachen. Und mahlt man ihnen auch dies Uebel schrecklich genug, um ihnen Furcht dagegen einzuflößen, so fallen sie doch bald in ihre erste Fühllosigkeit zurück, indem sie sich überreden, sie würden sich eben so gut daran gewöhnen, als sie sich jetzt gewöhnt haben, die Lasten des Lebens zu ertragen.

Die Geistesart und die Vorurtheile der Indier bilden auch Schwierigkeiten, welche diesem Lande eigenthümlich sind. Denn wenn man endlich dahin gelangt ist, ih-

nen das Licht sehen zu lassen, und von ihnen erlangt hat, daß sie eingestehen müssen, was man ihnen sage, sey vernünftig und erwiesen, so ziehen sie daraus doch nicht die nothwendige Folge, daß sie nun auch ihre Meinung und Betragen ändern müßten. Ein auffallendes Beyspiel davon ist folgendes:

Nach meiner Ankunft in Pondichery, als ich die Sprache genug verstand, um die Indier unterrichten zu können, glaubte ich, ich brauche bloß zu sprechen, um die Götzentempel leer stehen zu sehen, und begriff gar nicht, wie es noch Götzendiener geben könne. Als ich bemerkte, daß selbst des Bischofs Bediente nicht Christen seyen, bezeugte ich diesem meine Verwunderung darüber, und war sogar so verwegen, ihm zu sagen, er solle mich nur bevollmächtigen, sie zu unterrichten, so sollten sie bald bekehrt seyn. Er nahm den Vorschlag an, und seine Leute bekamen den Befehl, sich alle Tage zu mir zu verfügen, und meine Lehren anzuhören. Zuerst beschäftigte ich mich nun damit, ihnen durch Vernunftgründe zu beweisen, daß ihre religiösen Ideen abgeschmackt wären, daß ihr Gottesdienst Gottes unwürdig sey, und ihre eigne Vernunft beschimpfe. Das gestanden sie ein. Stolz über diesen ersten Erfolg philosophirte ich nun mit meinen neuen Schülern weiter. „Ihr gebt zu, daß eure Religion die Gottheit nicht ehrt, doch muß der Mensch aber eine Religion haben. Nur die christliche entwickelt uns die Natur Gottes, und lehrt uns, was wir von ihm zu hoffen und zu fürchten haben. Sie allein füllt den unermeßlichen Abgrund aus, der zwischen dem höchsten Wesen und seinem Geschöpfe ist. Diese Religion müßt ihr also annehmen, damit Gott jenen finstern Gottesdienst, vergesse, durch den ihr ihn bis jetzt entehrt habt u. s. w. Was sagt ihr dazu?“

Nun fragte ich einen nach dem andern, und erhielt

bloß folgende Antwort: „Ihre Religion ist heiliger als die unsere: aber doch wollen wir diese nicht verlassen; denn es ist die Religion unserer Familie, unserer Verwandten, unseres Landes. Unsere Voraltern haben in demselben Glauben gelebt und sind darin gestorben, und wir wollen auch sterben wie sie.“

Doch verlor ich nicht den Muth, als ich diese erbärmlichen Entschlüsse hörte. Ich schluckte diese Albernheiten ruhig hinunter und fuhr fort, mich nach dem Landesbrauche bequemend, Gleichnisse und Parabeln anzuwenden. „Euer Vater, sagte ich, ging nach Madras und ihr mit ihm. Er ging voraus mit der Sorglosigkeit eines Menschen, der gewiß ist, sich nicht zu verirren. Mitten auf dem Wege war ein tiefer Graben, den er nicht gewahr wurde, weil er mit Zweigen bedeckt war. Er ging darüber und fiel in einen fürchterlichen Abgrund. Ihr kamt nach ihm und sahet den Abgrund, der euern Vater verschlungen hatte, mußtet ihr nun aus Ehrfurcht und Anhänglichkeit an euern Vater euch auch hinab stürzen? Oder mußtet ihr nicht vielmehr einen andern Weg suchen?“ Ja, ganz sicher, antworteten sie mir. Nun denn, setzte ich hinzu, ihr habt euer eigenes Urtheil gesprochen. Wenn euer Vater in einem falschen Glauben starb, so geschah es deßwegen, weil er ihn nicht für falsch hielt. Er wär' ein Christ geworden, hätte er den Unterricht erhalten, den ihr genießt, und er wird eines Tages der erste seyn, euch zu tadeln, daß ihr die Kenntnisse nicht benutzt habt, die man euch darboth u. s. w.

Alle meine Bemühungen waren vergebens, und ich schickte meine Schüler verstockter als je nach Hause.

Jedoch nicht nur die Vorurtheile der Erziehung stellen sich hier dem christlichen Glauben entgegen, die der Gewohnheit sind fast eben so mächtig. Ich sagte, die Indier seyen religiös, ihr Gottesdienst sey den Bedürfnis-

sen ihrer Sinne angemessen, dagegen muß man aber eingestehen, daß das Christenthum nicht auffallend, nicht eindruckmachend ist. Besonders ist dieß der Fall im Binnenlande, wo es doch noch prachtvoller als an den Küsten, welche mehr Quellen der Zerstreuung darbiethen, seyn sollte. Dort gibt es wenige Kirchen, und sie sind arm, schmucklos, während man überall Pagoden sieht, deren Pracht dem Auge schmeichelt, und Einbildungskraft und Herz verführt. Die Bramen, Priester dieser Pagoden, besitzen Kenntnisse, sie genießen hoher Achtung und verlassen ihren Posten nicht. Sie sind stets bereit, ihren Anhängern zu schmeicheln und Verachtung auf die zu werfen, welche einer ihnen fremden Religion angehören. Dagegen muß der Missionär mehrere Provinzen, die seiner Seelsorge anvertraut sind, durchlaufen, zeigt sich überall nur selten, und hat nicht Zeit, sich bey den Ungläubigen bekannt, beliebt genug zu machen, sie können sich nicht von ihm unterhalten, noch seine Jünger achten lernen.

Doch das hauptsächlichste und meist unbesiegbare Hinderniß, das der Predigt des Evangeliums entgegen steht, entspringt aus den National-Gebräuchen. Alle hängen fest daran, und wollen gar nicht untersuchen, ob sie den Grundsätzen der Moral zuwider sind oder nicht. Solche Gebräuche angreifen, heißt allen Credit verlieren; die Thür des Evangeliums nur denjenigen öffnen, die sie dem christlichen Glauben aufopfern wollen, heißt sie für die ganze dortige Welt verschließen.

Hier fühlt der Missionär am schwersten die Last seines Amtes.

Bey einem abgöttischen fanatischen Volke trägt alles das Gepräge des Aberglaubens, selbst diejenigen Dinge und Handlungen, von denen man am wenigsten glauben sollte, daß sie der Herrschaft des Cultus unterworfen wären. So machten, wie ich schon gesagt habe, das Was-

ser, welches man trinkt, die Gartenfrüchte, die Gefäße, deren man sich bedient, die Waaren, die in den Kaufläden liegen, der Anzug, die Münze, Wohnung, Amt, Rang, u. s. w. Theile einer Religion aus, die, weil sie sich nicht durch sich selbst erhalten kann, dadurch, daß sie alle Gegenstände umfaßt, Wichtigkeit und Wahrheit zu erlangen scheint.

Was ist z. B. unschuldiger, als sich zu baden, wenn man es nöthig hat! aber die Indier beflecken diese Handlung, indem sie sie dem Dämon weihen, oder um sie zu verrichten, vorzugsweise einen Ort wählen, der ihm besonders gewidmet ist.

Es ist ohne allen Zweifel erlaubt, sich mit Züchtigkeit, und auf eine Art, die dem Stande und dem Vermögen angemessen ist, zu putzen. Aber die Indier machen sich selbst bis auf ihren Anzug straffällig, sie halten sich für nicht gut bekleidet, wenn sie nicht das Merkmahl eines ihrer Götter auf dem Körper tragen.

Selbst die strengsten Casuisten tadeln es nicht, daß Personen von Ansehen besondere Auszeichnungen tragen, die sie schmücken, und mit denen die Achtung derjenigen verknüpft ist, welche die Vorsicht in einer weniger glänzenden Sphäre geboren werden ließ. Bey den Indiern muß man aber diese Moral abschwören, weil sie nur solche Standeskennzeichen haben, welche mit Götzendienst und Aberglauben angesteckt sind. Jenen Gürtel würden sie für unbedeutend halten, wenn er mehr oder weniger als 108 Fäden hätte, und nicht eine bestimmte Zahl so und nicht anders geknüpfter Knoten enthielte.

Von allen Landesgebräuchen macht aber derjenige den Missionären am meisten Noth, welchen auch die Päpste am beständigsten und bestimmtesten gemißbilligt haben, nähmlich der, welcher die Parias nöthigt, sich von den Chouttrer zu entfernen.

Man erinnere sich, was ich von den erstern, als den elendesten Indiern, gesagt habe. Ich füge noch hinzu, daß ihre Wohnungen mit dem verächtlichen Nahmen, Paracheri oder Paricheri, d. h. der Hundestall der Parias, bezeichnet werden *)

Nichts hat bis jetzt die Arbeiter am Evangelium so in Verlegenheit gesetzt, als wie sie die Pflichten des Gewissens mit diesem Gebrauche in Einklang setzen sollten. Denn wenn sie die Chouttrer oder Edlen zur Religion der Christen bekehren wollen, müssen sie ihre Vorzüge achten; und doch befehlen ihnen die päpstlichen, seit mehr als einem Jahrhundert unzählig oft ausgegangenen Decrete, denen sie doch Treue geschworen haben, in dieselbe Kirche die Chouttrer und Parias eingeben zu lassen, damit sie zusammen vereint, ohne Unterschied, an demselben Orte an denselben Sacramenten Theil nehmen sollten.

Nachdem die Jesuiten lange über das Ueble einer Alternative, nach welcher sie entweder gegen die höhern Befehle sich auflehnen, oder die Pforte des Christenthums dem interessantesten Theile der Heiden verschließen mußten, nachgedacht hatten, so kamen sie in Rom ein, und brachten es dahin, daß es in Zukunft Missionarien bloß für die Edlen, und wieder ausschließlich für die Parias geben sollte. Dieß Mittel schien Anfangs allen Unannehmlichkeiten abzuhelfen und alle Vortheile zu vereinen; aber die Erfahrung lehrte, daß es nur ein Palliativ sey, und in wenigen Jahren nachher gab man es wieder auf.

So war bey meiner Ankunft in Hindostan auch schon nicht mehr die Rede davon, und ich empfand alle die oben bezeichneten Schwierigkeiten, weil die Geschicklichkeit

*) Pondichery, die Hauptstadt der Französischen Niederlassungen in Hindostan kommt davon her. Dieser Nahme bedeutet einen Hundestall.

und Industrie der Jesuiten ungeachtet aller Anermahnungen, Lehren und Drohungen doch bey den Indiern diese Vorurtheile nicht hatte ausrotten können, und sie noch jetzt bey weitem stärker sind als das Gesetz, welches sie verdammt.

Man erlaube mir, zu erzählen, wie ich mich benommen habe, um mich aus der Sache zu ziehen. Folgendes sind die drey unerläßlichen Obliegenheiten: 1) Alle Gläubiger ohne Unterschied in den Kirchen sitzen zu lassen, 2) allen und an demselben Orte die Sacramente zu administriren, und 3) sie bey Krankheitsfällen in ihren Häusern zu besuchen.

Um der ersten Pflicht Genüge zu leisten, ließ ich neben der Gegend des Altars noch einen kleinen Flügel anbauen, auf welchen das Dach des Hauptgebäudes mittelst einer Verlängerung herab ging. Dort saßen die Parias, hatten die Aussicht auf den Altar und das Heiligthum, waren aber durch eine kleine Mauer davon getrennt, die sie nicht zu übersteigen wagten. Wo das Locale mir dieß nicht erlaubte, verbarg ich die Parias so gut, daß die Götzendiener sie nicht gewahr werden konnten *). Fanden sich aber die Parias in zu großer Anzahl ein, um erwarten zu dürfen, daß man sie nicht sehen solle, so mußte ich zu einem andern Mittel meine Zuflucht nehmen, nähmlich jedermann aus der Kirche gehen zu lassen, und der Thür gegenüber das heilige Amt allein zu verrichten.

Was die Administration der Sacramente betrifft, so

*) Die hauptsächlichste Schwierigkeit wegen der Parias kommt daher, daß die Götzendiener den religiösen Ceremonien der Christen beywohnen, und sie dort ausspioniren. Man hat geglaubt wegen der guten Wirkungen, die man oft gefunden hat, sie nicht zurückweisen zu müssen; denn der Anblick unseres Gottesdienstes hat mehr Heiden bekehrt als die Gespräche der Missionarien.

that ich dieß an derselben Stelle für alle, mein Sitz aber war so gestellt, daß Chouttrer und Parias ihre Ordnung deßhalb nicht verlassen durften.

Doch mußte ich einige Mahle mein Amt ganz einstellen, wenn ich es nicht üben konnte, ohne entweder die Ruhe der Christen oder mein Gewissen zu verletzen. Bey andern Gelegenheiten verrichtete ich es mitten in der Nacht, und in geheim gegen die Heiden; denn diese hatte ich allein zu fürchten. Zu diesem letztern Mittel mußte ich auch meine Zuflucht nehmen, um die dritte Pflicht zu erfüllen; denn wenn man mich zu einem Parias hätte gehen sehen, so wäre alles verloren gewesen; Vertrauen und Credit fielen dann hinweg. Dann unterstützte mich die dunkle Nacht ungemein. Mein Katechist, obschon ein Chouttrer und selbst ein Brame, begleitete mich ohne Umstände. So that ich meiner Pflicht Genüge, ohne das Christenthum irgend einem Sturme auszusetzen.

Die Jesuiten hatten noch einen andern Gebrauch zu bestreiten, der wenigstens eben so viel Aberglauben verrieth, als das Vorurtheil gegen die Parias. Ich meine nähmlich den Abscheu, den die Indier gegen den Speichel haben; sie nennen ihn Itchi, und sprechen dieß jedes Mahl mit einer Art von Ekel aus. Zwanzig Jahr lang dispensirte Benedict XIV. von dieser Ceremonie bey der Taufe, und selbst nach dieser Zeit war das Volk noch nicht von seiner vorgefaßten Meinung in dieser Hinsicht zurück gekommen. Noch jetzt verrichtet der taufende Priester so obenhin als möglich diesen Theil der Ceremonien.

Endlich gehört auch noch unter die Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des Christenthums in Hindostan entgegen setzen, die Verachtung, welche die Eingebornen für die Europäer und ihre Gebräuche haben, und die Veranlassungen, die diese ihnen auch allerdings zu dieser Verachtung geben.

Die Indier erinnern sich noch immer an die grausame Art, mit welcher die ersten Weißen an den Küsten erschienen und sich unter ihnen ansiedelten. Sie glauben noch das Blut ihrer friedlichen Voraltern unter dem Mordschwerte der Gefährten des Albukerque fließen, noch ihre Leichname an den Segelstangen der Schiffe dieses Eroberers aufgehangen zu sehen. Ich gebe zu, sie handeln ungerecht auf unschuldige Nationen, wie Engländer, Franzosen, Dänen und Holländer, den Haß und die Verachtung zu werfen, welche bloß die Horde, die jene schändlichen Gräuelthaten beging, verdiente; aber sie haben alle gleiche Farbe, kommen aus derselben Weltgegend, setzen sich gleichen Zweck vor, und werden also alle für dieselben gehalten.

Und gewiß ist es, wenn die jetzigen Europäer sich mit Anstand benähmen, wenn die Indier in ihrer Aufführung Beweise ihres Glaubens sähen, so würden sie leicht das Vergangene vergessen, sich nur mit dem Gegenwärtigen beschäftigen, die Religion schätzen, weil sie die Weißen dieselbe schätzen sähen, und sie annehmen, wenn die Weißen tugendhafter wären, als sie selbst es sind. Aber die verdorbenen Sitten fast aller dortigen Europäer bewirken, daß die Indier eine Religion verachten, von der sie glauben, daß sie mit Ungerechtigkeit, Unmenschlichkeit, Geitz, Wildheit, Gottlosigkeit und den schändlichsten Ausschweifungen sich vertrage.

Doch ist das böse Beyspiel der Weißen nicht alle Mahl das gefährlichste; denn die Indier, welche sie kennen, sehen wohl ein, daß sie sich viele Inconsequenzen zu Schulden kommen lassen; aber diese verdorbenen Menschen begnügen sich nicht an ihrer eigenen Entartung, sie suchen auch alle, die das Unglück haben, sich ihnen zu nahen, zu ihren Unordnungen und ihrer Gottlosigkeit zu gesellen. Sie sind Zeugen des Vertrauens, das die Die-

ner der Religion genießen *), und suchen es ihnen durch die härtesten Verläumdungen zu entreissen. Einer von ihnen redete seine Bedienten folgender Maßen an: „Ihr kennt diese Priester nicht, für die ihr so viel Ehrfurcht habt, und deren Worten ihr glaubt, als ob es Orakel wären. Mehrere derselben sind dem Schaffot entlaufen, das sie in ihrem Vaterlande bedrohte, und die besten, die achtungswerthesten sind Leute, die zu Hause nichts zu leben haben, weil sie aus den Hefen des Volkes sind, und daher hierher gingen, um euch Mährchen aufzuheften, und sich von euch ernähren zu lassen." Solche Reden müssen den schlimmsten Eindruck auf die Gemüther schwacher, unwissender, ungebildeter Menschen machen, die stets geneigt sind, die, von denen sie abhängen, vortheilhaft zu beurtheilen. Hätten diese Verläumder ihre gottlosen Lehren durch ein tadelfreyes Leben unterstützt, vielleicht wäre es ihnen gelungen, alle Christen zum Abfall zu bewegen, und zu verhindern, daß kein Ungläubiger je daran gedacht hätte, um die Taufe zu bitten. Aber glücklicher Weise war das Resultat der Vergleichung des erbaulichen Wandels der Diener Jesu Christi mit den schändlichen Ausschweifungen ihrer Feinde stets dieß, diese entarteten Menschen der Verachtung zu übergeben, ohne daß ihr Vermögen oder die Würde, die sie bekleideten, sie vor diesem Urtheile hätte schützen können.

So sagten zwey Indierinnen, als sie den plötzlichen Tod eines der angesehensten Franzosen in Pondichery erfuhren: „N... ist gestorben, weil der Teufel jemand nöthig hatte, um seinen Palankin in die Hölle zu tragen."

Auf

*) Als ich nach Indien kam, war ich über die Ehrfurcht, die man für die Jesuiten hatte, entzückt, und ich habe mich seitdem überzeugt, daß niemand sie mehr verdiente als diese Männer.

Auf diese Art macht die Parteylichkeit einiger vornehmen Europäer für die Ungläubigen auf Kosten der Christen wenig Abtrünnige; aber sie hält doch den Fortschritt der Religion ungemein auf. Wenn ein Götzendiener erfährt, daß ein christlicher General einem andern Christen, der ihn um eine Anstellung bath, antwortete: „Du wirst nichts bekommen, weil du ein Christ bist; ich bin es zwar freylich auch, aber ich wollte, ich könnte mich enttaufen lassen," so wird er sich wohl vor der Versuchung hüthen, sich dem Evangelium zu unterwerfen, um so mehr, da ein angesehener Heide kein Christ werden kann, ohne einen großen Theil seines Vermögens aufzuopfern, und was sollte er anfangen, wenn diese neue Religion, statt ihm Entschädigung dafür zu geben, nur ein Grund zu Verfolgungen für ihn würde?

Die Engländer haben Einsicht genug gehabt, dieß zu begreifen, und geben nicht nur, um Bekehrungen zu befördern, ihren neuen Glaubensgenossen Stellen, sondern setzen ihnen sogar, wenn dieß nicht gleich der Fall seyn kann, sehr beträchtliche Jahrgehalte aus, um reichlich davon leben zu können. Welche Menge von Heiden hätte Frankreich nicht dem Dienste der falschen Götter entreissen können, wenn es eben so großmüthig gehandelt hätte!

Doch könnte man noch etwas Besseres thun. Die Europäischen Gouvernements sollten nähmlich im Umfange ihrer Besitzungen den Gottesdienst, versteht sich den öffentlichen in den Pagoden, ganz verbiethen. Diese Beraubung der äußerlichen Gebräuche würde die Heiden nach und nach dahin bringen, die Religion, deren freye Uebung allein erlaubt sey, zu untersuchen, und bald würden sie sich dazu bekennen. Wären sie einmahl Christen, würden sie sich näher an die anschließen, welche dieselbe Religion mit ihnen hätten, und so National-Charakter und Geist erlangen.

Ludwig XIV. scheint diese Ideen gehabt zu haben, als er den Gouverneurs, die er nach Pondichery schickte, befahl, nicht den Bau neuer Pagoden zu erlauben, und die Reparatur der beyden einzigen, die unter ihm sich dort befanden, zu verbiethen. So lange man seinen Befehlen nachkam, war Pondichery sehr blühend und eine der bevölkertsten Städte in diesem Theile von Asien, auch liebten und ehrten die Sedier die Franzosen. Aber kaum war dieser Monarch, der den wahren Glauben beschützte, todt, als sich auch das politisch-religiöse System änderte. Man erlaubte nun so viel Pagoden zu bauen, als man nur wollte, und glaubte dadurch das Ansehen der Hauptstadt der Colonien zu vermehren. Jetzt gibt es daher 60 Götzentempel in Pondichery's Mauern, und diese Stadt ist nicht mehr halb so bevölkert wie vordem. Hundert traurige Begebenheiten haben sie in Trauer gestürzt, und den größten Theil der Einwohner in die tiefste Armuth versetzt, gleich als ob der Gott des Evangeliums sich für die Vortheile habe rächen wollen, die man den Feinden seines Ruhms einräumte.

Aus allem diesen muß man schließen, daß der Fanatismus der Heiden, die Vorurtheile ihrer Erziehung und das Widerstreben einiger ihrer Gebräuche gegen die christliche Religion den Predigern des Evangeliums weniger unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legen, als die Nähe der Europäer, ihr Umgang, ihre Gespräche, ihr Beyspiel und ihr Ansehen. Lange wird man noch daran denken, daß in einer großen Indischen Stadt die Götzendiener alle sich taufen lassen wollten, und durch die Gegenwirkung eines so genannten christlichen Gouvernements daran verhindert wurden.

Drittes Kapitel.

Von der Zahl und Beschaffenheit der Katholiken in Hindostan.

Kaum ist es begreiflich, daß trotz aller der Schwierigkeiten, die wir bis jetzt aus einander gesetzt haben, und ungeachtet man es lange Zeit für unmöglich gehalten hat, ein eingebornes Priesterthum *) zu bilden, die Zahl der Christen doch so hoch habe anwachsen können, als sie wirklich bis jetzt gewachsen ist. Freylich ist es auch auf der andern Seite wahr, wenn man den Eifer der Nachfolger des heil. Franciscus Xaverius betrachtet, so muß man sich vielmehr wundern, daß nicht ganz Indien bereits den Dienst der falschen Götter abgeschworen habe.

Wie dem auch sey, man sieht in Indien die Wahrheit des katholischen Lehrsatzes bewährt, daß der Glaube ein Geschenk Gottes ist; denn während die Missionarien

*) Der Plan, eine Landes-Clerisey zu errichten, war schon lange der Gegenstand aller Wünsche der Propaganda. In allen ihren Instructionen drückte er sich aus; es waren mehrere Versuche gemacht und wieder aufgegeben worden, weil man fürchtete, die Indischen Priester, welche sclavisch an ihren Landesgebräuchen hingen, möchten ihnen bald die Reinheit des Glaubens und der Moral aufopfern. Da jedoch die Revolution in Frankreich das Absenden von Missionarien verhinderte, so wandte man alle Kräfte an, Indische Eingeborne dazu zu brauchen, und es gelang wirklich, sie zu braven Priestern zu bilden. Dieser Vortheil ist für die Religion von einem Nutzen, den man nicht berechnen kann.

oft ohne Wirkung arbeiten, geschieht es, daß Indier, die noch keinen Unterricht genossen, noch nie die Diener des Evangeliums gesehen haben, durch einen innern Antrieb, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft ablegen können, bewogen, hundert Stunden weit herkommen, und um die Gnade bitten, unter die Katechumenen aufgenommen zu werden.

Ich will es unternehmen, die Anzahl der katholischen Christen in Hindostan anzugeben, aber ich kann es freylich nur durch gewisse Vergleichungen und ungefähr ausmitteln. Indien wird in mehrere große Diöcesen und in Districte oder Missionen, welche die Bischöfe entweder bestimmt, oder die ihnen auch wohl nie angehört haben, abgetheilt. Jede dieser Missionen hat einen besondern Obern, der unmittelbar vom heiligen Stuhle abhängt. So die der Italiänischen Karmeliter im Königreiche Cranganor bey Cochin, die der Französischen Capuciner zu Pondichery, Madras, Maran und Suratte, mehrere Portugiesische Missionen in den Gegenden von Dely und bey den Maratten, und endlich die Malabarische Mission, die seit 1777 den Priestern der fremden Missionen anvertraut, deren Hauptort Pondichery ist, und die die ganze Nabobschaft von Carnatte, einen Theil der Königreiche Tanjour, Maissour, Cadappa, und die Französischen Colonien in Bengalen, so wie einige nördliche Provinzen in sich begreift.

Bisthümer sind zu Goa, Cranganor, Cochin und St. Thomas. Der Erzbischof von Goa, Primas von Indien, soll 3 bis 400,000 Seelen in seinem Sprengel haben.

Eine geringere Anzahl möchte sich kaum im Erzbisthume Cranganor befinden, wenn ich es nach der unermeßlichen Arbeit der Missionarien in diesem Theile Indiens beurtheile, da zu meiner Zeit ein Einzelner von ihnen 60,000 Communicanten hatte. Außerdem sendet auch noch

die Propaganda eine ungeheure Menge Katechismen in dieß Land, und dieß setzt eine große Bevölkerung von Christen voraus. Uebrigens weiß man, daß Madura, ein sehr bevölkertes Land, das an Cranganor gränzt, sich stets durch Gelehrigkeit in Annahme der Lehren des Evangeliums ausgezeichnet hat, und von sehr achtungswerthen, mit besonderm Glück arbeitenden Missionarien besucht worden ist.

Das Bisthum Cochin hat, wenn man die Fischerküste mit begreift, vielleicht nicht 50,000 Christen.

Sanct Thomas, dessen Bezirk an den Gränzen des vorgenannten anfängt, und sich bis nach Pegu und an die Quellen des Ganges erstreckt, umfaßt alle Katholiken an der Küste Coromandel und Orixa, wohl 15 bis 20 Meilen tief ins Land hinein. In dieser ungeheuern Strecke müssen wohl eben so viel Katholiken als in dem ganzen übrigen Theile Indiens wohnen, wenn man die Missionen damit verbindet, die nicht unter der bischöflichen Gerichtsbarkeit stehen. So würde die Gesammtzahl sich bis auf 1,200,000 Seelen und wohl noch mehr belaufen. Dieß beweist die ungeheure Bevölkerung von Hindostan; denn die Katholiken sind bloß auf der Oberfläche sparsam verstreut, so daß etwa nur 1, 2, 3 oder 4 Familien in den meisten Dörfern wohnen, und ihre Zahl gegen die der Götzendiener und Mahometaner gar nicht in Berechnung kommt.

Wenn sie aber auch nicht die zahlreichsten sind, so sind sie doch ohne Widerspruch die besten und schätzenswerthesten. Nimmt man einige von ihnen aus, deren Verirrungen ich schon eingestanden, zugleich aber auch die Ursachen davon angegeben habe, so ehren die andern alle durch eine tadellose Aufführung die Religion, die sie bekennen, und ihr Beyspiel schon ist die Rechtfertigung ihres Glaubens.

Folgende Thatsachen mögen dieß ehrenvolle Zeugniß bestätigen.

Während des Krieges, den Ayder-ali-kan mit

den Engländern führte, nachdem sie sich im Jahre 1778 Pondichery's bemächtigt hatten, gab es 20,000 christliche Soldaten bey seiner Armee, und noch eine weit größere Menge christlicher Kaufleute, Künstler und Bediente, worunter man mehrere tausend Weiber und Mädchen bemerkte, die Gras für die Pferde mähten, und den Reiß bereiteten, indem sie ihn in den Mörsern stießen *). Man kann sich leicht denken, welche Gefahr arme Frauen liefen, welche niemand hatten, der über ihre Aufführung wachte, und die gewisser Maßen der Discretion der Soldaten überlassen waren. Und doch bemerkte ich, daß nach mehreren Jahren eines so gefährlichen Beysammenlebens kaum 4 oder 5 von 100 sich fanden, die der Tugend untreu geworden wären. Aber sie waren Christinnen, der Glaube hatte ihre Seelen gereinigt, und der Entschluß, den sie bey der Taufe gefaßt hatten, schuldlos zu leben, galt bey ihnen wie ein Schwur.

Mein ganzes Leben hindurch werde ich mich an folgenden erbaulichen Zug erinnern.

Ein Mann von 60 Jahren stellte sich mir einmahl vor, um den Trost der Religion zu empfangen. Ich fragte ihn, ob es lange her sey, daß er keinen Priester gesehen habe? Er antwortete mir, 20 Jahr sey es. Seitdem habe er in diesem und jenem Lande gewohnt, weil Kriege, Hungersnöthe u. s. w. ihn immer genöthigt hätten, seinen Aufenthalt zu verändern. Aber, entgegnete ich, da werdet ihr euch eine Menge Fehler seit so langer Zeit vorzuwerfen haben! Nein, versetzte er, ich habe gebethet,

*) Diese Mörser sind gewöhnlich nur ein Loch, das man in die Erde gräbt und das groß genug ist, 3 bis 4 Pfund Nellou zu fassen. Doch haben Privat-Eigenthümer, die den Reiß für ihre Familienbedürfnisse stoßen, an der Thür ihrer Häuser einen Stein, der wie ein Trichter ausgehauen ist, und in gleicher Linie mit dem Boden steht, der zu dieser Operation bestimmt ist.

ich habe gefastet, ich habe andern Gutes gethan, so oft ich nur konnte. Sonst, als ich noch ein Heide war, beging ich viele Sünden; aber es sind nun 40 Jahr her, daß ich zu Kareical vom Pater Ojollet getauft ward. Ehe er dieß that, mußte ich ihm versprechen, daß ich keine der Sünden mehr begehen wolle, deren ich mich bisher schuldig gemacht hatte. Ich versprach es ihm, und bin, Gott sey gedankt, seitdem nicht versucht gewesen, mein Wort zu brechen.

Ich mußte übrigens auch ein großes Vertrauen in die Sittlichkeit meiner Christen haben; denn obschon die meisten, wegen der großen Entlegenheit der Orte *), ohne geistlichen Trost starben, so war ich doch so ruhig über ihr Schicksal, als ob ich ihre letzten Seufzer gehört, und für sie alle geistigen Reichthümer der Religion erschöpft hätte.

Aber was ist die Ursache dieser seltenen Schuldlosigkeit bey Menschen, die so wenig unterrichtet sind, und so wenig äußere Mittel besitzen, fest an der Tugend zu halten? Dieß wollen wir noch untersuchen.

Zuerst muß ich bemerken, daß alle Völkerschaften von Hindostan überhaupt sehr gemäßigte Leidenschaften, eine ruhige, fast nie herrschsüchtige Fantasie haben, und ihre Sinne, durch stäte Entbehrungen ermüdet, sich selten empören. Daher, obschon der Götzendienst auch hier, wie sonst bey den Griechen und Römern, nur Beyspiele von Ausschweifungen darbiethet, sind doch die Heiden selbst bey weitem nicht so verdorben, als die Götter, denen sie ihre Opfer bringen.

Aber unsträflich sind sie freylich nicht, und viele lassen leider nur zu tiefe Spuren der Erbsünde blicken. Man kann also jene Art von Festigkeit in der Tugend,

*) Mein Sprengel hatte wohl 250 Meilen im Umfange.

die wir an den Christen bemerkt haben, dem National-Charakter, der Erziehung oder einer andern natürlichen Ursache nicht zuschreiben, ob es gleich gewisse locale oder besondere Umstände geben kann, die bis zu einem gewissen Puncte beytragen, um diese Wirkung hervor zu bringen.

Ich glaube, die allgemeinste Ursache der erbaulichen Sitten der Christen liegt in ihrem bewundernswürdigen Anhalten im Gebeth, als Folge der überströmenden Gnade, die sie in der Taufe erhalten.

In Frankreich und den andern Gegenden Europa's bemerkt man keine sichtbare Gnadenwirkung bey den Kindern, die getauft worden sind. So wie sich die Vernunft in ihnen entwickelt, sieht man schon die Keime der Leidenschaften entstehen. Ihre jungen Herzen scheinen der Unordnung so heftig zuzustreben, daß man glauben sollte, sie wären gar nicht durch das Wasser der Wiedergeburt geheiligt. Ganz anders ist es bey den Indiern, die das Christenthum bey völligem Gebrauch der Vernunft, und als Folge von Prüfungen, die man den Katechumen auflegt, annehmen *). Die Wirkungen der Taufe sind an ihnen so sichtbar, daß sie gar keinen Beweis weiter für die Wahrheit der christlichen Religion brauchen, als auf die in ihnen vorgegangene Veränderung zu achten.

Eine sehr betagte Götzenpriesterinn bath mich, sie unter die Zahl meiner Schüler aufzunehmen. Ich ließ es geschehen, und arbeitete lang daran, ihr wenigstens die Hauptwahrheiten begreiflich zu machen. Aber ihr Gedächtniß war unfähig, neue Gegenstände, die so ganz denen entgegen gesetzt waren, die durch den abscheulichen Gottesdienst, den die Arme von ihrer Jugend auf beobachtet hatte, ihr eingeprägt worden waren, aufzunehmen. So

*) Man vernachlässigt nichts, um die Heiden zur Taufe vorzubereiten und zu unterrichten. Dazu bedient man sich vorzüglich der Katechisten.

ermüdete ich mich, ihr vorzusagen, daß es nur einen Gott gebe, und ließ mir dann den Unterricht von ihr wiederhohlen. Ja, sagte sie, ich habe alles begriffen, es gibt zehn oder zwölf Götter. Ward ich nun böse, so glaubte sie zu wenig angegeben zu haben, und eilte noch zwanzig andern die Göttlichkeit zuzugestehen. Endlich erklärte sie mir geradezu, sie könne sich auf die Zahl nicht einlassen, ich möchte ihr so viel nennen, als ich wollte, sie würde sie alle anerkennen. Fast ein Jahr lang verschwendete ich meine Mühe an ihren Unterricht, und ich überlegte schon, ob ich sie nicht zurück schicken wolle, besonders da ich noch überdieß täglich Züge überlegter Boßheiten an ihr entdeckte, die ein schlechtes Herz verriethen. Dieß ging so weit, daß sie eine tugendhafte Christinn, der ich sie anvertraut hatte, damit sie sie auf ihren Reisen mit sich nehme, weil die alte Götzendienerinn bemerkt hatte, daß jene nicht recht gut sehen konnte, absichtlich irre führte, oder sie in Dornen fallen ließ, um das Vergnügen zu haben, sie auszulachen.

Doch drang sie immer lebhaft in mich, sie zu taufen. Wenn ich jemand taufte, lief sie alle Mahl herbey, vergoß Ströme von Thränen und sagte: Wann komme ich nur daran? Wann werde ich das Glück genießen, in diesem Wasser gewaschen zu werden, das die Seelen reinigt? Nie, antwortete ich ihr, wenn du dich nicht besserst, und die Hauptlehren des Christenthums fassest. Ja, ja, entgegnete sie schluchzend. Ich bin mein ganzes Leben hindurch die Sclavinn und Dienerinn des bösen Geistes gewesen, ich brannte Weihrauch auf seinen Altären, ich stand den Versammlungen derer vor, die ihn anbetheten, und jetzt raubt er mir, der Tyrann, das Gedächtniß, damit ich nicht aus seiner Sclaverey kommen und seine Ketten zerbrechen kann. Versuchen sie es nur, kaum werde ich gewaschen seyn, so werde ich ein ganz anderes

Wesen werden, und alles leicht behalten, was ich lernen soll.

Ueberzeugt, daß Gott das Heil aller Menschen will, und sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit ruft, entschloß ich mich endlich, ihr zu gewähren, um was sie mich mit so heißer Gluth bath. Wunderbar! Kaum war sie getauft, als sie ganz verändert war. Vorher war sie zerstreuet und läppisch, nun schien sie auf einmahl sanft, demüthig und bescheiden, als ob sie ihr ganzes Leben hindurch in dem frömmsten Kloster gelebt habe. Und was mich noch mehr in Staunen setzte, sie bekam in einem Momente so gar solche theologische Bedenken, die man nur haben kann, wenn man die Religion ernstlich studiert hat.

Kurz, die Umwandlung war auffallend, und man konnte die Züge eines neuen Geistes, der die Neugetaufte beherrschte, nicht verkennen.

Noch wunderbarer ist vielleicht Folgendes. Man hatte zu Pondichery eine gute Alte von neunzig Jahren getauft, und weil man dieß nur wegen des Nothfalles gethan hatte, so gab man ihr wenigen Unterricht. Diese Frau lebte noch einige Jahre nachher. Vier Jahr darauf, also in ihrem 94sten Jahre, ward sie gefährlich krank. Man rufte einen Missionär, um ihr die Sacramente zu reichen, da man aber kein Wort aus ihr bringen konnte, welches auch nur die nöthigsten Religions-Kenntnisse verrathen hätte, so ging dieser wieder fort, entschlossen, sie der göttlichen Barmherzigkeit zu überlassen, ohne ihr jedoch die Sacramente zu administriren. Man schickte nach einem zweyten Priester, und er war nicht glücklicher. Ein dritter wollte auch einen Versuch machen, da er aber die tiefe Unwissenheit der Kranken in voraus erfahren hatte, so fragte er sie weiter nicht, sondern machte sich sofort bereit, sie zu administriren. Voll Dankbarkeit für diese Wohlthat, fing diese nun an über die Sacramente

so lebhaft und so verständig zu sprechen, daß man deutlich sah, ein unsichtbarer Einfluß erleuchte sie im Innern, und entdecke ihr alle ihre Pflichten, ohne daß sie im Stande sey, das Licht, das in ihr aufgehe, zu zergliedern, ja vielleicht nicht einmahl zu muthmaßen, was in ihr geschehen. Ich würde nicht enden, wenn ich alles erzählen wollte, was Bezug auf diesen Gegenstand hat; doch muß ich noch etwas anführen zum Beweis, daß der Geist der Finsterniß alle seine Kräfte anwende, den Heiden die Lust zur Taufe zu rauben, so daß er deßhalb sogar eine Art von Gewalt brauche.

Als ich zur Zeit jener schrecklichen Hungersnoth, von der ich im ersten Theile gesprochen habe, auf der Reise war, um meine Kirchen zu untersuchen, ward ich zwey Kinder, von zehn und zwölf Jahren ungefähr, und wie ich glauben konnte, Bruder und Schwester, gewahr, die auf den Feldern Gras wie vierfüßige Thiere fraßen.

Diese unglücklichen Kleinen waren dreyßig Meilen von ihrem Vaterlande entfernt, und von der Krankheit, die dort einheimisch war, nähmlich mit der Ruhr, angesteckt. Diese ist in dem dortigen Klima, wenn sie aus Mangel an Nahrungsmitteln entsteht, stets tödtlich. Ich näherte mich ihnen, um sie zu unterrichten, und sie zu taufen. Während ich mit ihnen sprach, ergriff der Knabe, welcher älter war, auf einmahl das Mädchen bey der Hand, und schrie mit Ton und Geberde eines Besessenen: Fort, schnell fort von hier, ich fürchte mich! Dann nahm er seine junge Gefährtinn, und riß sie mit Blitzesschnelle mit sich fort. Im Augenblicke waren sie verschwunden, ohne daß ich gleich gewußt hätte, welchen Weg sie genommen hätten. Doch ließ ich ihnen meine Leute nachlaufen, und befahl selbst, das kleine Mädchen zu taufen, bey der ich voraus setzte, daß die Vernunft noch nicht genug entwickelt sey, um sie für erwachsen zu halten. Sie suchten lange, fanden sie endlich

in einem Dörfchen, und kamen ihnen so nahe, daß sie nicht mehr entwischen konnten. Das Mädchen ward mit Wasser benetzt, und verlor von dem Augenblicke an seinen rauhen und wilden Charakter, sie kam von selbst zu mir, und that so vertraut, als ob sie mich immer gekannt habe.

Ich wiederhohle es also, die Gnade der Taufe ist bey den Indiern, die sie zu schätzen wissen, so überströmend, daß sie ihnen es unglaublich leicht macht, die christlichen Tugenden standhaft zu üben; aber dieß ist doch noch nicht die einzige Ursache ihrer seltenen Schuldlosigkeit, sie verdanken diese zum Theil ihren anhaltenden und heißen Gebethen.

Alle Tage versammeln sich die Gläubigen, ehe sie zur Arbeit gehen, Groß und Klein in der Kirche, um gemeinschaftlich zu bethen. Nicht einer ist träg genug, um sich davon auszuschließen. Diese religiöse Handlung dauert eine ganze Stunde. Nach den Ermüdungen des Tages kommen sie wieder ins Bethhaus und kehren nicht eher zur Ruhe in ihre Häuser, bis sie den Missionär besucht und seinen Rath und Segen erlangt haben. Auch des Tages über bethen sie häufig, und können sie zugleich bethen und arbeiten, so unterlassen sie dieß nie. Man kann sagen, daß so wie die Griechen unermüdliche Faster sind, die Indier es ihnen im Bethen nachthun. Sie erlangen von der frühesten Kindheit an eine solche Gewohnheit im Gebeth, daß ihnen diese Uebung eben so nothwendig wird, als es dem ist, welcher Hunger hat, Speise zu sich zu nehmen.

Und die Gebethe unserer Indier sind kein Lippengeplärr, es sind nicht auswendig gelernte Formeln, die sie träg und schläfrig hersagen, wie so viele andere Christen zu thun pflegen. Sie sind mit Leib und Seele bey dieser frommen Handlung, sie saugen jedes Wort, das sie aussprechen, gleichsam aus, ob sie es gleich mit fast unglaub-

licher Schnelligkeit sagen. Sie wissen nichts von Zerstreuung, und begreifen nicht, wie man, wenn man an Gott glaubt, dergleichen haben könne; denn, sagen sie, wir hören ja, wenn wir mit unseren Freunden sprechen, wovon sie sich mit uns unterhalten, und denken nur daran, ihnen zu antworten. Wie sollte sich denn, wenn wir uns mit Gott unterhalten, unser Geist auf etwas anders richten als auf ihn? So könnten sie also ganze Tage vor dem Herrn ohne Langeweile, ohne Ermüdung, ohne Beschäftigung mit weltlichen Angelegenheiten zubringen. Die Kinder sind eben so gesammelt als ihre Väter und Mütter, und ich wage nicht zu versichern, daß ich jemahls irgend einen gesehen hätte, der in der Kirche nur den Kopf gedreht habe. Selbst die Kinder thaten dieß nicht einmahl während des Katechismus.

Muß man sich nun wundern, daß die Christen in Hindostan tugendhaft sind?

Die Indier haben so viel Vertrauen in das Gebeth, daß sie gar nicht anstehen, Gott um ein Wunder zu bitten, wenn sie glauben, daß es nöthig oder rathsam sey, darum zu flehen. Und wenn sie es erhalten haben, scheinen sie gar nicht mehr darüber verwundert, als daß man die Augenlieder öffnet, wenn man geschlafen hat. Einer von ihnen brachte mir einmahl einen Hammel, den er durch ein Gelübde für die Genesung seiner Frau geweiht hatte. Ich fragte ihn, ob sie denn wirklich genesen sey? Welche Frage, antwortete er mit einer Miene, in der Frömmigkeit und Unwille zugleich lag, sagte ich Ihnen nicht, daß ich Gott um ihre Genesung gebethen und dieß Gelübde für sie gethan habe? Warum hätte mir denn Gott die Erhörung verweigern sollen?

Doch hat auch dieß Vertrauen, welches bey Dingen, die nicht unmittelbar vom Gebethe selbst abhängen, zu fest ist, manchmahl große Unannehmlichkeiten gemacht.

Ein armer Mensch hatte den Himmel um eine Gnade gebethen, auf die er den größten Werth setzte. Er erhielt sie nicht. Diese Prüfung brachte ihn so in Wuth, daß er alle seine Nachbarn dadurch ärgerte. Er schimpfte auf Gott und die Religion, warf seine Heiligenbilder, seinen Rosenkranz, sein Crucifix, kurz alles, was ihn daran erinnern konnte, daß er ein Christ sey, auf die Gasse, und verdiente dadurch von der Gemeinde derer ausgestoßen zu werden, von denen er sich selbst getrennt hatte.

Ich weiß nicht, ob meine Schüler die Macht, die sie auf die Gnade Gottes in Hinsicht der Wunder ausübten, auf mich übergetragen hatten, oder ob ihr Vertrauen so sehr in mein Gemüth übergegangen war, daß ich glaubte, Wunder gehörten auch zu meinem Amte. So viel ist gewiß, sie waren Ursache, daß ich manchmahl prophezeyte, ohne daran zu denken, daß ich ein Prophet sey.

Ein Minister des Königs von Ponganour, sein Günstling, dem er für einige ihm geleistete wichtige Dienste viel Verbindlichkeiten hatte, ließ es sich einfallen, seinen Einfluß dazu anzuwenden, die Christen zu verfolgen. Er entlockte seinem Herrn einen Befehl, der mich zum Tode verurtheilte, und allen denen, die meine Religion auch bekannten, bey Strafe von 100 Pagoden *) verboth, irgend eine Gemeinschaft oder Verbindung mit ihren Landsleuten, die noch Götzendiener seyen, zu unterhalten. Kaum ward diese Nachricht bekannt, als die Bestürzung allgemein und um so größer war, da dieß kleine Land seit undenklichen Zeiten das Vorrecht gehabt hatte, vor allen andern den Glauben ruhig und ungestört ausüben zu können. Dieses Verboth der Gemeinschaft war wegen der nächsten Beziehungen, in denen Heiden und Christen mit einander standen, höchst drückend, und man glaubte

*) Tausend Livres.

nicht einmahl, daß es dabey sein Bewenden haben, sondern man noch fürchterlichere Dinge erleben werde.

So vergingen einige Tage in dumpfem Schweigen und unaufhörlicher Angst. Eines Sonntages, als ich diesem betrübten Volke Gottes Wort verkündete, rührte mich der Schmerz, den ich auf allen Gesichtern las, besonders tief. Durch eine Bewegung, die ich selbst nicht kannte, fortgerissen, rief ich aus: „Muth! meine Kinder! Muth! laßt euch nicht niederdrücken. Der Herr wird uns zu Hülfe eilen. Ehe 14 Tage vergehen, wird der Befehl wider uns entweder zurück genommen, oder euer Verfolger bestraft seyn!“ Noch hatte ich diese Worte nicht geendet, als ich schon die Wirkung sah, die sie hervor brachten. Die Thränen trockneten sich bey allen meinen Zuhörern, man vergaß sein Unglück, und alles war vollkommen beruhigt *).

Doch fühlte ich bey dem ersten Nachdenken eine heftige Reue über diese Unvorsichtigkeit, und verzieh mir es nicht, ein so gewagtes Versprechen gegeben zu haben.

Indeß war die Zeit, die ich bezeichnet hatte, fast gänzlich verstrichen, als ich auf einmahl einen christlichen Hauptmann, von einem oder zwey Stallmeistern des Fürsten und einigen andern Personen begleitet, zu mir kommen sah. Sie schienen alle aufs innigste erfreut. „Herr, sagten sie zu mir, Sie sind das Organ der Wahrheit gewesen. Der Feind der Christenheit liegt in Ketten, er wird allem Anschein nach zum Tode verurtheilt werden, und die Befehle, die er ausgewirkt hat, sind cassirt und für null erklärt.“

*) Der Leser wünscht vielleicht zu wissen, wie ich es noch wagen konnte, mich nach meiner Verurtheilung zu zeigen; aber ich kannte die Indier zu gut, als daß ich nicht sehr sicher gewesen seyn sollte, man werde mich nicht aus den Händen meiner Schüler reissen, um mich zum Tode zu führen. Und so schlief ich eben so ruhig als der Fürst, der mich verurtheilt hatte.

Ich hörte diese Nachricht kalt an, ohne zu zeigen, daß sie mir Freude mache. Und als ich dann überlegte, daß diese Menschen sich über das Unglück eines Feindes freuten, sagte ich zu ihnen mit zornigem Tone: „Unsinnige ihr, unwürdige Jünger eines Meisters, der seine Verfolger so sehr liebte, daß er sogar sein Blut, sein Leben zu ihrem Heile opferte, wer hat euch ein Benehmen gelehrt, das seinem Beyspiele, seiner Lehre so ganz entgegen ist? Entfernt euch von mir, beweint den Fehler, den ihr beginget, und wisset, daß ich befehle, daß man öffentlich für die Befreyung des Gefangenen, so lange er im Kerker sitzt, bitte."

Diese Moral taugte mehr als meine Prophezeyung. Sie ward von dem heidnischen Stallmeister mit ehrfurchtsvollem Staunen ergriffen, er wiederhohlte sie in der Hauptstadt, versammelte um sich alle, die ihn nur hören wollten, theilte ihnen die Absicht der Sendung, an deren Spitze er gewesen sey, mit, erzählte die Antwort, die ich auf eine Nachricht gegeben habe, die mich vor Freude außer mich hätte setzen sollen, weil man wohl wußte, wie sehr ich meine christliche Gemeinde liebte, und vermuthen konnte, daß ich mir selbst doch auch nicht gram sey, und rief dann in Begeisterung aus: „Seht, seht, wie erhaben die christliche Religion ist! Wie vollkommen! Mit welcher Kraft beherrscht sie selbst die Leidenschaften, deren Bewegungen uns doch so natürlich, so erlaubt scheinen!"

In der That war diese Lehre, unter diesen Umständen gegeben, mehr werth als ein Wunder. Und gewiß war es Gott, der mir sie einflößte, und der sofort meine Leidenschaften bezähmte, damit ich andern denselben Dienst leisten könnte, indem ich die ihrigen tadelte, und zu bessern suchte.

Indeß ward mein Befehl, für den in Ungnade gefallenen Günstling öffentlich zu bethen, von Wort zu Wort befolgt. Aber der Elende hatte das Maß seiner Laster erfüllt: Sein Todesurtheil war von dem, der nach freyem Willen über das Leben der Sterblichen gebiethet, schon ausgesprochen. Man stellte sich anzuordnen, daß er in ein anderes Gefängniß gebracht werde, und als man ihn so in einige Entfernung von der Stadt, wo er viele Anhänger besaß, geschafft hatte, erwürgte man ihn in seinem Palankin.

Doch zu der Frömmigkeit unserer Indier zurück, deren Erzählung uns beschämen müßte, wenn sie nicht dazu diente, uns zur Erfüllung unserer Pflichten zu bewegen.

Die Einfachheit des Glaubens und die Reinheit der Sitten bringen eine deutliche Veränderung in diesen glühenden Christen hervor. Ihre Seele genießt eine so vollkommene Ruhe, daß man die verschiedenen Stimmungen ihres Gemüths gar nicht gewahr wird; man sollte glauben, die physische Constitution sey bey allen gleich, weil man durchaus nichts Unregelmäßiges an ihnen bemerkt. Jeder scheint sich desselben Grades von Vernunft zu erfreuen zu haben, weil sie alle auf dieselbe Art Gebrauch davon machen. Ihre Anhänglichkeit an die wahren Grundsätze der Moral ist fest und standhaft. Sie urtheilen richtig über die Rechtlichkeit ihrer Absichten, auch gibt es in der ganzen Welt keine Gemüther, die weniger überspannt, weniger bedenklich wären, als sie. Von dieser Art von Gewissensqualen haben sie gar keinen Begriff.

Doch habe ich bey den Indiern einen Fehler bemerkt, den sie mit unsern Landleuten gemein haben, nähmlich dem Unterrichte, den sie erhalten, und der Entwickelung der Pflichten, die sie verletzt hatten, weil sie sie nicht kannten, eine rückwirkende Kraft beyzulegen. Sie gerathen in Verzweiflung, als ob sie Schuld an der Ueber-

tretung von Vorschriften hätten, die ihnen nicht hinreichend bekannt worden waren, und die sie gern beobachten, so bald man sie nur in Kenntniß davon setzt. Dieser Irrthum liegt unstreitig in dem Mangel an religiösem Unterrichte. Diejenigen, welche die Sorge davon über sich haben, sind Laien, die manchmahl als Miethlinge dabey verfahren. Die Missionarien bilden sie wohl nach Möglichkeit dazu. Sie müssen strenge Prüfungen bestehen, ehe man sie in die Zahl der Katechisten aufnimmt, und wohl bey zwanzig Unterredungen und Controversen auswendig wissen, um den Heiden die Göttlichkeit der Religion beweisen zu können. Sie sollen im Stande seyn, den Gläubigen die Dogmatik und Moral zu erklären. Aber sie bedürfen wohl einige Funken von dem Eifer der Apostel. Sie sollten sich mehr mit dem Ruhme Gottes als dem Streben beschäftigen, den Missionarien und gewissen Familien, die sie zu beleidigen fürchten, den Hof zu machen, sie sollten nicht für ihre eigene Rechnung stets beschäftigt seyn, und sich nicht durch die Sorge für Weib und Kind zu sehr zerstreuen lassen, sie sollten endlich weniger die Stunden des Unterrichts, als den Erfolg desselben berechnen. Aber so geht es leider nicht. Ein geübter Katechist unterrichtet bis 300 Personen auf ein Mahl, er behauptet, sie in einer Stunde examinirt und sich vergewissert zu haben, daß jeder genug wisse, um die Sacramente erhalten zu können. Aber es wäre höchst unklug, seinen Worten unbedingt zu glauben. Meine Mitbrüder und ich haben uns nur zu sehr vom Gegentheile überzeugt. Wir haben Christen gefunden, die alle 14 Tage die Sacramente genossen, und bey denen wir so wenig Unwissenheit voraus setzten, daß wir ihnen vielleicht ohne Bedenken den Unterricht der andern anvertraut hätten, und die doch selbst den Nahmen und die Eigenschaften des göttlichen Erlösers nicht wußten.

Sonderbar genug ist es, daß der Mangel an religiösen Kenntnissen den Indiern nichts von der Zartheit ihres Glaubens raubt. Man sollte meinen, diese Tugend sey bey ihnen eine Art von Instinct. Sie wissen recht genau, was sie nach den Grundsätzen des Christenthums zu thun haben, ohne sagen zu können, wo das Geboth stehe, das ihnen befehle, so zu handeln, wie sie wirklich thun. Ja, sie sind darin noch viel hellsehender als die Katholiken in unserm Vaterlande. So verweigern Diener ihren Herren den Gehorsam, wenn diese ihnen befehlen, Holz oder Zweige oder sonst etwas zur Errichtung eines Pandels herbey zu hohlen, so bald dieß zu Ehren irgend eines Götzen geschieht. Aber errichtet derselbe Herr eins zu seinem Hochzeitsfeste, oder bey irgend einer andern öffentlichen Freudenfeyer, so geben sich alle seine Diener ohne Bedenken dazu her.

Zuletzt noch ist es ein bezauberndes und der Gottheit würdiges Schauspiel, einen armen und unwissenden Indier zu sehen, der mit seinem ungünstigen Schicksale kämpft. Dann entfaltet er einen Muth, eine Stärke und Kraft, die zwischen ihm und seinen noch heidnischen Landsleuten einen gewaltigen Unterschied machen. Ich habe nicht einen einzigen gesehen, der, wie groß sein Elend, seine Erniedrigung, sein Mißgeschick auch seyn mochte, nicht mit Geduld, mit Ergebung, ja selbst manchmahl mit Freude die fürchterlichsten Schläge des Unglücks erduldet habe.

Der Tod ist der Zeitpunct des Triumphs der katholischen Indier. Sind sie an das Ziel ihrer Laufbahn gekommen, so betrachten sie ihn wie das Ende einer mühsamen Arbeit, die ihnen übertragen war. Man sieht sie über ihr künftiges Schicksal nie unruhig; mit Vertrauen grüßen sie das selige Vaterland, das ihnen seinen Schooß öffnet.

Viertes Kapitel.

Von den Missionarien in Hindostan.

Nicht ohne einiges Widerstreben unternehme ich es, von den apostolischen Arbeitern zu sprechen, die sich bemüht haben und sich noch bemühen, dem Glauben in jenen Gegenden Stätte zu bereiten; denn ich fürchte, das Gemählde ihrer Beschwerden und Tugenden zu schwach anzulegen, während ich überzeugt bin, daß man auf der andern Seite mich der Uebertreibung beschuldigen würde, wollte ich die Wahrheit ganz enthüllen. Ich werde mich also so benehmen, daß die Furcht, zu wenig zu sagen, verbunden mit der, für übertreibend zu gelten, mir zur Richtschnur diene, um so viel möglich diese Doppelklippe zu vermeiden.

Schon aus der Heiligkeit der meisten Neubekehrten in Indien hat man auf Missionarien von ausgezeichnetem Verdienste, seit der heilige Franciscus Xaverius dort von neuem Jesu Christo ein Reich stiftete, schließen müssen. In der That wäre die menschliche Schwäche auch nicht im Stande, sich lange zu halten, wenn sie sich allein gegen die Menge der Feinde der Tugend überlassen bliebe. Es bedarf großer Beyspiele, um sie aufrecht zu erhalten, hoher Lehren, um sie zu ermuthigen.

So gab es denn auch wirklich seit dem heil. Xaverius Missionarien voll Eifer, die sein Amt fortsetzten und die Wirkungen desselben vervollkommneten.

Anfangs fand man dort nur Portugiesische Jesuiten, oder solche, die zu dieser Nation gerechnet wurden. Goa war der Ort der Ausschiffung. Dort wohnten die Neuan=

gekommenen lange genug, um die Sprachen zu erlernen; dann aber verbreiteten sie sich in die Provinzen. Als bald nachher die meisten Europäischen Nationen Niederlassungen für die Handlung auf dieser Halbinsel errichtet hatten, kamen Missionarien aus allen Ländern, und schifften sich auf allen Puncten aus. Jeder Mönchsorden eiferte dem andern nach, Französische Jesuiten, Karmeliter, Augustiner, Dominicaner und Capuciner. Jede Gegend Europa's wollte an dem guten Werke Theil nehmen und seinen Beytrag an Eifer und Anstrengungen geben. Italiäner, Sicilianer, Neapolitaner, Florentiner, Piemonteser, Mailänder und Deutsche vermengten sich mit Franzosen und Portugiesen in diesem Theile des Gebieths des großen Familienvaters. Jeder baute die Erde an, die ihm zu Theil ward, alle benetzten das Feld mit ihrem Schweiße, einige sogar mit ihrem Blute *).

Es wäre indessen zu wünschen gewesen, daß alle die christlichen Gemeinden, welche der Apostel des 16ten Jahrhunderts mit so vieler Mühe gegründet hatte, bloß durch Geistliche seiner Verbindung hätten fortgeführt und regiert werden können, das heißt, durch Geistliche, die voll Weisheit, alle von demselben Geist beseelt waren, dieselben Grundsätze der Moral und Seelenführung und dieselbe Art und Ansicht der Regierungsform besaßen, denselben Obern unterworfen, und den Augen derselben Wächter ausgesetzt waren. Die unglückliche Katastrophe der glänzenden Gemeinde in Japan hat uns leider gelehrt, wie schädlich Unannehmlichkeiten werden können, die aus Verschiedenheit der Geistesarten, Ansichten und Methoden entstehen **).

*) Der ehrwürdige Pater Brittaud, ein Jesuit, erlitt den Märterer-Tod im Königreiche Madure, und ein anderer Französischer Jesuit ward zu Naudealampeuttei vergiftet.

**) Obschon die Verfolgung in Japan durch eine Begeben-

Selbst die nationale Verschiedenheit bringt dieselben auch in die Ausübung und den Dienst einer Religion, deren Vorschriften doch fest und unwandelbar sind.

Daher hat ein eifriger und mit genugsamen Mitteln zur glücklichen Ausübung seines Amtes versehener Missionär weit mehr Erfolg und Trost, wenn er allein arbeitet, als wenn dieß mit mehrern andern geschieht, die zwar auch die besten Absichten haben, aber doch den Entscheidungen, die er gibt, widersprechen, seinen Eifer tadeln, oder ihm gar in den Weg kommen, was er verboth, erlauben, und was er erlaubte, verbiethen werden. Sind die Arbeiter des Evangeliums alle Mitglieder derselben Bruderschaft, so können diese Unannehmlichkeiten nicht Statt finden, weil sie alle nach denselben Grundsätzen unterrichtet und gebildet worden sind. Dann hat man bloß noch von Seiten der Charaktere zu fürchten, welche auch immer noch zu einem abweichenden und gefährlichen Betragen Veranlassung geben können. Aber so sehr kann man den Weg, der zum Guten führt, nicht ebnen, daß, wenn auch alle Mittel der Vervollkommnung erschöpft sind, nicht noch immer etwas Besseres zu wünschen übrig bleibe.

Die reissende Schnelligkeit, mit der das Evangelium sein wohlthätiges Licht über Hindostan verbreitet hat, hat die Absendung einer großen Anzahl von Missionarien aus allen Brüderschaften und allen Nationen nöthig gemacht, und so mußte man natürlich in die erwähnten Uebel gerathen, so daß, wenn der Herr auch sein Volk vermehrt hat, man sich doch fast kaum darüber freuen darf.

Denn welche Idee man sich auch von Lehrern der Religion gemacht habe, die, von Seelenliebe ergriffen, und

heit entstand, die in keinem Bezug auf das Benehmen der Missionarien dieses Landes steht, machte sie doch der unbesonnene Eifer einiger Geistlichen noch stärker und mörderischer.

von dem schönen Eifer für den Ruhm Gottes entflammt, alle ihre Vortheile aufopfern und alle ihre Genüsse verlassen, um Nationen in den entferntesten Gegenden der Welt unter die Fahne Jesu Christi zu sammeln, obschon dieser Heldenmuth eben so für die Tugend dieser geistigen Eroberer, als für die Göttlichkeit der Religion, die sie ankündigen, spricht, und man voraus setzen sollte, daß der Herr reich genug an Barmherzigkeit, und freygebig genug gegen die sey, die ihm dienen, um an jeden Schritt auf dem Wege, den die Freunde seines Ruhms gehen, mächtige Kraft und Gnade zu knüpfen, so würde man mir doch keinen Glauben beymessen, wenn ich nur Heilige in allen und jeden Missionarien sähe. Auch muß ich gestehen, daß unter die große Zahl evangelischer Arbeiter, welche nach Indien gesendet worden sind, sich von Zeit zu Zeit auch Arbeiter der Finsterniß mit eingeschlichen haben. Es haben mehrere anstößige Sachen sich ereignet, besonders seit die Jesuiten gezwungen worden sind, ihr Amt Nachfolgern, ohne Wahl und aufs Gerathewohl aufgegriffen, zu überlassen. Mehrere religiöse Brüderschaften haben dieser entstehenden Kirche Gift statt Brotes gegeben; einige ihrer Glieder haben aus Europa Keime der Verderbniß mitgebracht, die in diesem Klima nur zu üppig aufgeschossen sind. Schiffsprediger sind nach Indien gekommen, um den heiligen Wahrheiten, welche die Apostel dieser Nation lehrten, durch Sitten, die selbst Heiden erröthen ließen, und diese dahin brachten zu schwören, sie würden nie eine Religion annehmen, bey welcher man solche entartete Diener derselben finde, zu widersprechen.

Ich habe schon bemerkt, daß man in der scandalösen Chronik Indiens keinen Französischen Jesuiten finden wird. Ich fordere selbst den kühnsten Entsteller der Wahrheit heraus, mir zu beweisen, daß diese Gesellschaft je Ursache gehabt habe, über die Sitten irgend eines von denen, wel-

che zur Malabarischen Mission, sey's zu Pondichery, sey's im Innern des Landes, gehörten, zu erröthen. Alle waren von den Händen der Tugend selbst gebildet, und flößten diese wieder eben so durch ihr Betragen als durch ihre Predigten ein. Die Jesuiten sind die einzigen Missionarien, mit denen ich in Hindostan gelebt habe, sie sind es daher auch nur, die ich genug kenne, um Zeugniß für oder gegen sie abzulegen. Uebrigens muß man das, was ich Vortheilhaftes von ihnen sagen werde, nicht für verdächtig halten; denn ich habe nie zu ihrer Brüderschaft gehört, welche schon damahls nicht mehr existirte, als mich die Vorsicht in die glückliche Nothwendigkeit setzte, mit mehreren ehemahligen Mitgliedern derselben in Verbindung zu treten. Ich gehörte zu einer Gesellschaft von Weltgeistlichen, die sehr lange und heftige Streitigkeiten mit diesen Priestern gehabt hatten, und die man als ihre Feinde hätte betrachten können, wenn Christen fähig wären, dergleichen zu haben. Aber ich muß den einen so wie den andern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ungeachtet ihrer Streitigkeiten sie sich gegenseitig immer Achtung und Ehrerbiethung bezeigt haben.

Dessen ungeachtet bekenne ich, daß ich von Ehrfurcht und Dankbarkeit für die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu, mit denen ich die schönsten Jahre meines Lebens zugebracht habe, so durchdrungen bin, daß es ein Glück für mich ist, sie nur unter den vortheilhaftesten Beziehungen gekannt zu haben. Denn ich würde meinen Widerwillen nicht so weit überwinden können, ihre Fehler aufzudecken, wenn ich deren gewahr geworden wäre.

Bekennen muß ich, daß ich die Jesuiten in Hindostan mit kritischen und vielleicht selbst übelwollenden Augen geprüft habe. Ehe ich sie kannte, traute ich ihnen durchaus nicht; aber ihre Tugend hat meine Vorurtheile besiegt und vernichtet. Die Binde des Irrthums ist von meinen

Augen gefallen. Ich habe Menschen in ihnen erkannt, welche die größte Höhe der Beredsamkeit mit dem thätigsten, unablässig geschäftigen Leben vereinigen, Menschen von vollkommener Entsagung und einer Selbsttödtung, die selbst die glühendsten Anachoreten erschreckt haben würden, die sich sogar das Unentbehrlichste versagen, während sie ihre Kräfte in den peinlichen Arbeiten des Apostolats erschöpfen, die geduldig bey Leiden, demüthig, Trotz der hohen Achtung, in der sie stehen, und des guten Erfolgs, der ihrem Amte zu Theil wird, brennen in stets klugem Eifer, und immer weise sind, ohne je von all dem abzulassen. Nein, man sah sie nur dann fröhlich und zufrieden, wenn sie ganze Tage verwendet hatten zu predigen, Beichte zu hören, und verwickelte Angelegenheiten zu untersuchen und zu beenden. Man unterbrach ihren Schlummer, um sie ein oder zwey Stunden weit zu einem Sterbenden zu hohlen, und sie gingen freudig. Ja, ich scheue mich nicht, es zu sagen, sie waren unerschöpfliche, unermüdliche Arbeiter. Aber indem ich ihnen dieß Zeugniß mit Vergnügen gebe, bin ich zugleich gezwungen, es zu thun. Denn ganz Indien würde seine Stimme erheben und mich der Lüge beschuldigen, wenn ich anders spräche.

Die Aufführung der Jesuiten ward in Hindostan so geachtet, selbst von den ausschweifendsten Personen, daß das Sprichwort allgemein war: „Wenn sich jemand von seinem Hause entfernen und sein Weib und Geld zurück lassen muß, so vertraue er nur die Börse den Capucinern und sein Weib den Jesuiten an.“

Aber um zu begreifen, wie sehr diese Sittenreinheit Bewunderung verdient, muß man bedenken, daß seit drey Jahrhunderten diese Priester über das ganze Land ausgesäet sind, und daß ungeheuere Zwischenräume sie von einander trennen, daß sie folglich hätten thun können, was

sie nur wollten, ohne daß sich jemand ihren Neigungen entgegen gesetzt haben würde. Uebrigens triumphirten noch dazu mehr als einmahl die Leidenschaften in ihrer Nachbarschaft. Ach! wie oft haben beunruhigte und fast verführte Gläubige ihre Augen auf diese irdischen Engel gerichtet und es empfunden, wie in ihren Seelen durch diesen Anblick die Liebe zur Tugend wieder neu entstand!

Ich glaube, meine Leser werden es gut heißen, wenn ich zu diesem allgemeinen Gemählde einige einzelne Züge füge, die dazu geeignet sind, das Andenken mehrerer Jesuiten, die während meiner Anwesenheit in Hindostan starben, zu ehren. Heiligt die Kirche einst in ihren Kalendern die Tugenden eines oder des andern, so mag das, was ich sagen werde, zu ihrer Lobrede dienen.

Schilderung einiger Missionarien in Hindostan.

Der Pater Busson war 45 Jahr alt, als ich ihn zum ersten Mahle sah. Er bestand so treu in Büßungen, daß er ein ganzes Jahr lang keine andere Ruhe des Nachts genoß, als welche die Natur ihm raubte, jedoch so, daß er, um dieser nicht den Vortheil einzuräumen, stets gegen eine Mauer gelehnt stand, und in dieser Stellung ganze Nächte hindurch bethete, oder sich dabey auf die Altarstufen in der Kirche niederwarf. Er nährte sich bloß von Brot in Wasser getaucht und einigen bittern unzubereiteten Kräutern. Unerachtet einer so harten Lebensweise arbeitete dieser heilige Missionär unausgesetzt, ohne sich je eine Erhohlung zu erlauben. Er stand ganz allein einem Collegium vor, war Priester einer sehr zahlreichen Gemeinde, wandte jeden Tag eine gewisse Zeit zu Handarbeiten an, und unterstützte noch alle seine Mitbrüder, indem er jedes Mahl die peinlichsten und unangenehmsten Geschäfte ihres Amtes übernahm. Obgleich mit Wunden und

Striemen bedeckt, schien er doch nichts zu leiden. Er war stets sanft, ruhig und bescheiden fröhlich, und zog die Sünder durch ein theilnehmendes Wesen an sich, das sie auf immer an ihn fesselte. Mit einer stets regen und mitleidigen Menschenliebe ausgerüstet, büßte er an sich selbst die Verbrechen der andern, um ihre Schwäche nicht abzuschrecken. Würdig dem vollkommensten Muster nachzuahmen, war er gehorsam bis zum Tode. Er befand sich zu Ulgaret, einem Indischen Flecken, eine Stunde von Pondichery entfernt, als er krank ward. Er verboth es seinen Zöglingen sorgfältig, seinen Mitbrüdern etwas von seinem Zustande wissen zu lassen, aus Furcht, man möchte ihm Linderungen aufbringen, die er mit seinem Geiste der Büßung unverträglich hielt. So lag er denn in einem Gange auf dem Pflaster, von aller Welt verlassen, und ohne die geringste Linderung als einige Tropfen Wassers, die er verschluckte, um sein Fieber zu mäßigen.

Doch die Zöglinge des Collegiums beunruhigte sein Zustand zu sehr, als daß sie sein Verboth nicht hätten übertreten sollen. Sie benachrichtigten den obern Bischof der Mission davon, und dieser schickte sofort seinen Palankin, um den Kranken in die Stadt zu bringen. Kaum hatte dieser tugendhafte Priester den Befehl gehört, sich nach Pondichery zu begeben, als er die wenigen Kräfte, die ihm noch übrig waren, sammelte, um sie dem Gehorsam zum Opfer zu bringen; aber er wollte, bis zu seinem letzten Augenblicke von Abscheu gegen alles durchdrungen, was die Bitterkeit seiner Leiden versüßen konnte, die Reise durchaus zu Fuß machen. Er kam an, und dankte dem Bischofe mit der feinen Art, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete. Der Prälat erschrak, als er ihn sah, vor der Todtenblässe auf seinem Gesichte, und bath ihn, sich sogleich niederzulegen, um

den letzten Trost der Kirche zu empfangen. Man gab ihm auch in der That sogleich die Sacramente; aber kaum war es geschehen, als er aufstand und am Fuße eines Crucifixes verschied.

Man fand auf seinem Körper ein rauhes, härenes Hemde, daß er seit 15 Jahren, als so lange er in Indien gewesen war, stets getragen hatte, und erfuhr von seinen Schülern mehrere andere erbauliche Züge, die bezeugten, daß man nicht die Hälfte aller seiner Tugenden gekannt habe *).

Ueber dieß ahmten die meisten seiner Mitbrüder seinen Heldenmuth nach, jeder nach seinen Kräften und der Gnade, die der Himmel ihm dazu bewilligte.

Der Pater Ansaldo, aus Sicilien gebürtig, war ebenfalls ein Muster aller christlichen, religiösen und apostolischen Tugenden. Es war ein Mann von tiefem Genie, einer erhabenen Seele und einem vollkommen gut geordneten Verstande. Zufrieden, Gutes zu thun, überließ er gern den Ruhm andern. Mit einem reifen Urtheile begabt, stritt er nicht gegen die unreifen Bemerkungen, die man in seiner Gegenwart machen konnte, und vielleicht war es die schwerste der Tugenden, die er übte, sich seiner Talente nicht zu rühmen und bescheiden zu dulden, daß man nicht immer dachte, wie er, ob er gleich stets gut dachte. Er war hart gegen sich selbst, und unfähig,

*) Einer von ihnen erzählte mir, daß eines Tages, als er Schule gehalten, er zu seinen Zöglingen gesagt habe: „Meine Kinder, Gott will, daß zwey von euch in wenigen Tagen sterben sollen. Ich sage euch nicht, wer diese beyden sind, die der Herr sich zu seinen Opfern ersehen hat; aber bereitet euch alle vor, daß der Tod euch nicht in Sünden überrasche.“
Die armen Kinder unterließen nicht, alle zur Beichte zu gehen, und in der That starben im Verlaufe einer Woche, wenn ich nicht irre, zwey davon.

sich aus Liebe zum Leben oder zu Bequemlichkeiten zu schonen. Wenn er bethete, geschah es in der unbequemsten Stellung, wenn er Nahrungsmittel zu sich nahm, waren es stets die schlechtesten, und doch that er dieß alles ohne Affectation und auffallende Weise. Seine Erhohlung war Handarbeit; wenn er sprach, geschah es bloß, um etwas Angenehmes zu sagen oder andere zu unterrichten, ohne daß sie es gewahr wurden; wenn er Ruhe genoß, so stützte er sich entweder auf seinen Beichtstuhl oder saß höchstens in einem Sessel. Zehn Tage lang jedes Jahr blieb er in der Einsamkeit, und da saß er die ganze Zeit über vor seinem Pulte, die Augen ohne Unterlaß auf ein Crucifix gerichtet.

Er that so viel als sonst 6 andere Missionarien. Von 5 Uhr früh bis 10 Uhr hörte er jeden Tag Beichte. Er leitete eine Gesellschaft von Karmeliterinnen aus Landeseingebornen *). Er hatte mehrere Callnu-Webereyen errichtet, wo eine Menge junger Leute unter vortrefflichen Lehrerinnen arbeitete. Hier lehrte der Pater Ansaldo den Katechismus, ordnete alles an, und sorgte für alle Bedürfnisse. Uebrigens stand noch die Verwaltung der halben Stadt Pondichery unter ihm, und wenn er einige freye Augenblicke hatte, wandte er sie an zu componiren, höhere Wissenschaften zu studieren, Unterricht darin zu geben, neue Sprachen zu lernen, oder irgend einen Plan zu milden Werken zu entwerfen.

Er war mit sehr lebhaften Leidenschaften geboren. Zorn und Empfindlichkeit waren Grundzüge seines natürlichen Charakters; aber er hatte so an sich selbst gearbeitet, daß nichts im Stande war, ihn aufzubringen; er verstand bloß

*) Diese war gestiftet worden, um junge Witwen unter sich aufzunehmen, die, da sie genöthigt waren, Zeitlebens nicht wieder zu heirathen, nichts Besseres thun konnten, als in ein Kloster zu gehen.

zu lieben. Und doch ward auch selbst seine Freundschaft, so wie alle seine Gefühle, von Religion und Frömmigkeit beherrscht.

Ein Pater Baignoux, der allein die Bezirke von Pineipondi, Kerveipondi und Atiparkam unter sich hatte, war auch ein Heiliger von unglaublicher Strenge gegen sich. Er lebte nur von Wurzeln und Baumblättern, reiste bloß zu Fuß und in der größten Sonnenhitze, genoß nur einige Stunden Schlafes, und trug noch beym Niederlegen Sorge, sich mit einem Stricke zu binden, so daß sein Körper einen Halbzirkel bildete, damit kein Augenblick seines Lebens frey von einer Büßung sey.

So waren die ehrwürdigen Missionarien beschaffen, auf welche Hindostan stolz war; so handelten jene Menschen, die man so hart anschwärzte, und welche Geistliche, die übrigens nicht ohne Verdienste waren, dem Publicum als Excommunicirte aufstellten. Bis zu dem Zeitpuncte, wo der Bischof von Tabarka im Nahmen seiner Mitbrüder Besitz von dieser Mission nahm, hatten die Französischen Jesuiten den Pater Mozac, einen 80jährigen Greis, an ihrer Spitze. Er war unter der Ausübung des apostolischen Amtes, das er 40 Jahr verwaltet hatte, ergraut. Mit der Einfalt eines Kindes legte er seine Stelle nieder, als er seinen Nachfolger erscheinen sah. Seit dem widmete er sich bloß dem Gebethe und den Uebungen des innern Lebens. Bald darauf starb er den Tod der Gerechten, von allen seinen alten und neuen Mitbrüdern, denen er das Andenken seiner Tugenden als Erbe hinterließ, betrauert.

Nach einigem Schwanken, ob ich folgender beyden Züge erwähnen sollte, habe ich sie doch für zu schön gehalten, um der Vergessenheit übergeben zu werden.

Ich hatte einen Jesuiten bey dem Superior nicht eben gelobt, da ich glaubte, daß er zum Werke der Mission, das uns anvertraut wurde, nicht fähig sey. Der Superior, der

die Gründe, die ich anführte, für triftig genug hielt, befahl diesem Priester, sich zurück zu ziehen, oder so bald als möglich zur Einschiffung bereit zu machen. Dieser war über einen so unangenehmen Befehl sehr betrübt, und kam, da er nicht wußte, daß ich die Ursache davon sey, zu mir, um mich mit Thränen in den Augen zu bitten, meine Fürsprache zu seinem Besten zu verwenden. Ich zog ihn sofort aus seinem Irrthume, indem ich ihm offen gestand, daß man ihn wegen meiner dringenden Vorstellungen zurück sende. Weil mich jedoch sein Kummer rührte, und die Versprechungen, die er mir gab, die Art und Weise seines Eifers zu verbessern, mir Muth einflößten, sprach ich für ihn, und erlangte ohne Mühe, daß er bleiben durfte.

Kurze Zeit darauf nöthigten dringende Umstände mich selbst, um meine Rückkehr nach Europa zu bitten. Niemand war mehr davon gerührt, als dieser gute Pater. Er wendete alles Mögliche an, um mich zurück zu halten, indem er die Gründe meiner Abreise mir nach Kräften zu schwächen suchte; da er aber sah, daß mein Entschluß unwiderruflich gefaßt sey, bath er mich, ihm einen Brief an einen seiner Mitbrüder in Groß-Cairo mitzunehmen. Ich that es und händigte, als ich in dieser Stadt ankam, den Brief an den ein, an welchen er gerichtet war. Dieser sandte mir ihn offen zurück, und zugleich eine bedeutende Geldsumme, die er mich nicht auszuschlagen bath. Ich las den Brief, der Veranlassung zu diesem Geschenke eines Unbekannten gegeben hatte. Wie groß war meine Ueberraschung, als ich folgende Worte des Indischen Jesuiten an seinen Freund darin erblickte: „Sie erhalten diesen Brief durch meinen besten Freund. Seine Abreise versetzte mich in Trauer, thun Sie alles Mögliche, um ihn dahin zu bringen, daß er nicht weiter reist und mit demselben Schiffe wieder zurück kehrt. Können Sie aber dieß nicht be-

wirken, so lassen Sie ihm alle Unterstützung, die Sie nur im Stande sind zu leisten, zukommen, um ihm die Reise weniger unbequem zu machen." Edler kann man sich wahrlich nie an einem Manne rächen, den man Recht hätte, für seinen Feind zu halten! Hat auch der zweyte Zug nicht das Verdienst dieses erstern, so ist er doch ein Muster der Zartheit und des Edelmuths.

Der Pater de Gibeaume, ein Greis von 74 Jahren, mit allen Schwächen behaftet, die ein Apostolat von vielen Jahren ihm zuziehen konnte, der aber doch unerachtet seiner Leiden die Heiterkeit des frohesten Charakters behalten hatte, zog mich, als er mich im Begriffe sah abzureisen, auf die Seite, und sagte mir mit geheimnißvoller Miene: „Da Sie uns denn verlassen, und wie es scheint auf lange Zeit, so bitte ich Sie um eine Gefälligkeit, die Sie mir schon erweisen können. Fragen Sie mich nicht, was es sey, genug wenn Sie wissen, daß ich nichts Unmögliches oder Unerlaubtes verlange." Ich gab ihm mein Ehrenwort, das zu thun, was er wünsche, da es mich glücklich mache, ihm nützlich werden zu können, auf welche Art es auch immer seyn möge. „Sehr gut, fügte er nun hinzu, nun sind Sie mein, ich halte Sie beym Worte. Ich will also und verlange, daß Sie die Hälfte meines kleinen Schatzes annehmen sollen." Und damit öffnete er seine Casse, und theilte wie ein Bruder alles, was darin war.

Es wäre unverzeihlich, solche Menschen zu vergessen und nicht an ihre Tugenden zu glauben.

Aus dem bisher Gesagten geht klar hervor, daß die Indischen Missionarien ein wahrhaft apostolisches Leben führen, d. h., ein Leben voll Arbeit, Leiden und Entbehrungen. Was ich noch hinzu setzen will, beweist dieß noch mehr.

Doch muß ich zuerst bemerken, daß die Arbeiter am Evangelium nicht in Pondichery oder an den Küsten von Orixa und Coromandel denselben Entbehrungen unterworfen

sind, wie in Madure oder dem Innern des Landes. Denn es hat Europäer gegeben, welche, da sie die Priester nur an Handelsplätzen sahen, sie als reich, glücklich und fast zu sehr dem Wohlleben ergeben schilderten.

Nähme man diesen Irrthum an, so würde er jungen Priestern von zarter Gesundheit sehr nachtheilig werden, welche so unvorsichtig wären, sich den apostolischen Diensten in diesen entfernten Gegenden zu widmen. Sie würden sich der bittersten Reue aussetzen, den Schaden abgerechnet, den sie dem guten Werke dadurch thäten, daß sie große Kosten verursachten, ohne den geringsten Nutzen zu gewähren.

Denn, selbst wenn man sie an den Küsten behielte, würden sie schon für ihr Temperament sehr empfindliche Versagungen zu überstehen haben. Der Reiß macht dort den Grund aller Nahrung aus, und ob man wohl auch Brot hat, so ist dieß doch fast ein Luxus-Artikel. Der Wein ist, wenn man nicht krank sich befindet, von der Tafel verbannt. Wasser ist das Getränk aller Gesunden. An großen Festtagen setzt man Moulagounir, oder ein Getränk, das aus langem Pfeffer und Saffran bereitet wird, auf. Jeder trinkt bey der Tafel eine Tasse davon und sucht sich zu überreden, daß man ihn vortrefflich bewirthe. Doch bringt der Moulagounir gute Wirkung hervor, er stärkt den Magen, und gibt ihm Ton, er macht ein wenig Durst, so daß man das Wasser angenehmer findet, bewirkt Ausdünstung, und gibt der Haut in gewisser Hinsicht einen guten Geruch. Endlich bringt er noch die Lebensgeister in Bewegung und macht fröhlich *).

*) Er gibt auch Eßlust. Dieß habe ich selbst empfunden. Denn als ich einige Tage zur See gewesen war und aus Ekel gar nichts gegessen hatte, ließ ich mir Moulagounir machen. Kaum hatte ich ihn genossen, so befand ich mich besser und fing wieder an zu essen. Dieß sah mein Koch, ein Provencale, für ein Wunder

Die Kleidung der Missionarien, d. h. derer, die mit ihren Landsleuten in Colonial-Städten leben, ist nicht kostbarer, als ihre Tafeln glänzend sind. Sie tragen nach Art der Jesuiten schwarzgefärbte baumwollene Leibröcke *). Nichts so unangenehm als dieser Anzug, sowohl in Hinsicht der Form als der Farbe. Denn da die Baumwolle sich schwer schwarz färben läßt, so wird der schwarze Leibrock (Soutane) in wenigen Tagen schmutzig grau.

Nicht alle Missionarien tragen Wäsche, und keiner Strümpfe, auch fast gar keine Fußbekleidung. Sie mögen nun Besuche machen, in der Stadt herum gehen, oder bey einem Gouverneur speisen, sie sind nicht anders equipirt.

Auch ihre Betten sind nicht in dem besten Zustande. Eine Binsenmatte, an Werth von zwey silbernen Fanons **), ein Kopfküssen für die Weichlichsten, ein Buch in Folio, ein Stück Holz oder ein Stein für die andern, darin besteht das ganze Lager. Doch muß man daraus nicht schließen, daß die Missionarien auf diese Art durch Büßungshärte ihre eigene Ruhe stören. Im Gegentheil würden Matratzen und Pflaumfedern in diesem glühenden Klima eine Strafe seyn. Der Schlaf ist hier nie süßer, als

an. Auch bediene ich mich seit meiner Rückkehr nach Frankreich dieses Mittels immer, wenn ich keinen Appetit habe. Doch erhitzt mich dieß Getränk, das die Indier für abkühlend halten, in Frankreich weit mehr, als es dieß in Hindostan that.

*) Nachdem man bey dem Hofe zu Rom häufige Vorstellungen wegen des Abscheues, den die Indier vor der schwarzen Farbe haben, gemacht und bemerkt hat, daß diese Farbe übrigens hier nicht einmahl von irgend einer Bedeutung sey, weil man in diesem Lande weiß trauere, scheint die Propaganda für gut befunden zu haben, die Missionarien in Pondichery weiß gehen zu lassen.

**) Zwölf Französische Sous.

wenn man auf der bloßen Erde liegt, oder auf einer Haus-Terrasse, von häufigem Nachtthau benetzt, sich hinstreckt. Der Winter ist auch selten so hart, daß man genöthigt wäre, die Nacht im Innern der Gemächer zuzubringen, oder sich gar, seys auch nur mit einem Tuche, zu bedecken *).

Um sich jedoch einen vollständigen Begriff von dem zu machen, was die Diener der Religion in Indien auszustehen haben, muß man ihnen ins Binnenland folgen. Dort wird man sie in kleinen, aus Koth erbauten Hütten, ohne Fenster, und nur mit grobem Stroh bedeckt, wohnen sehen. Dieß sind mehr Gräber als Häuser, und zum Glücke erlauben dem Missionär seine Geschäfte nicht, lange darin zu verweilen, ohne auszugehen.

Das Hausgeräth ist eben so einfach und apostolisch als das Gebäude selbst. Es besteht in einem langen Steine auf zwey andern ruhend, der zum Tisch und Schreibpulte dient, aus einer Matte, wie oben erwähnt, einem oder zwey aus Weiden geflochtenen Körben, um sein Gewand und seine Wäsche darin zu verwahren und einer irdenen Lampe, die an einem Stück Holze hängt oder in einem Loche der Mauer steht. Die Sunamitinn führte einst den Propheten Elisa in eine viel prächtigere Wohnung ein, ohne daß man liest, er habe sich über Verschwendung oder Ueberfluß beklagt.

In diesen traurigen Wohnungen sieht sich nun ein Mann von 25 Jahren, oft mit feuriger Einbildungskraft begabt, und durch Neigung zur Gesellschaft hingezogen, sich selbst überlassen, ohne Unterhaltung, ohne Gegenstand der

*) Ich sah es als eine sehr ausgesuchte Weichlichkeit an, mich, wenn es regnete, neben einer Dachtraufe niederzulegen, damit die spritzenden Tropfen, wenn sie auf meine Augenlieder fielen, sie sanft schlößen.
Uebrigens ist dieß Tagebuch des Büßungslebens der Jesuiten die genaue Geschichte meines eigenen, als ich unter ihnen war.

Zerstreuung, genöthigt, zu arbeiten, um nicht vor Langeweile zu sterben, und doch nicht wissend, was für eine Arbeit er wegen Mangel an Instrumenten und Handwerkszeug unternehmen solle. So mühselig daher auch die Reisen seyn mögen, zieht man sie dennoch dieser Art von Leiden vor, weil hier doch die Noth und Unannehmlichkeit nicht immer dieselbe ist, und sie dadurch in Hinsicht jener zu Erquickungen werden.

Die Missionarien im Innern des Landes ernähren sich wie die unbegütertsten Einwohner des Landes. Sie trinken weder Wein noch andere berauschende Getränke, und wenn es ihnen je begegnen sollte, ein einziges Mahl einige Tropfen eines hitzigen Getränks zu verschlucken, so würden sie mit Schande bezeichnet werden, und ihr Amt für immer unfruchtbar bleiben. Selbst das Brot ist ihnen untersagt, doch weit mehr, weil es ihnen unmöglich fällt, sich welches zu verschaffen, als aus Furcht, ein Verbrechen der beleidigten, öffentlichen Erbauung zu begehen. Dagegen sind Fleisch, Eyer und Fische Nahrungsmittel, die man durchaus nicht mit der Heiligkeit ihres Amtes für verträglich hält. Auch enthalten sie sich sorgfältig desselben, und da nun im Innern des Landes, aus den in dem ersten Theil dieses Werkes angegebenen Ursachen, die Früchte sehr selten sind, so können die Nahrungsmittel auch sehr wenig verschieden seyn. Reiß bleibt immer das Hauptnahrungsmittel *). Manchmahl ißt man ihn mit Citronen-Schale, am öftersten mit etwas Knoblauch, oder auch mit Moula-

*) Die Art, den Reiß zu kochen, ist ungefähr dieselbe, welche die Italiäner anwenden, um ihre Fadennudeln zu machen. Man läßt das Wasser sieden, dann wirft man nach Befinden eine ziemlich kleine Quantität Reiß hinein; wenn man nun die Körner mit den Fingern zerdrücken kann, thut man Salz dazu, und endlich läßt man das Wasser ablaufen, um den Reiß ganz aufzutragen, als ob er nicht gekocht wäre.

gounir. Doch kann man sich an vielen Orten Kuh-, Büffel- und Schafmilch verschaffen.

Wenn die Missionarien auf diese Art keine außerordentliche Fettigkeit zu befürchten haben, so haben sie auch zugleich nicht an den peinlichen Folgen der Unmäßigkeit zu leiden. Sie sind gewöhnlich schwach, aber immer, so lange sie auf diese Art leben, gesund. Dagegen müssen sie aber auch sehr vorsichtig seyn, wenn sie von Zeit zu Zeit wieder an die Küste kommen, wo die Nahrung reicher und substantieller ist. Denn ein bloßer Mund voll Brot oder Fleisch kann ihnen dann eine Unverdaulichkeit verursachen.

Auf den Reisen sind die Entbehrungen noch weit mehr gehäuft, als an Orten, wo man gewöhnlich sich aufhält, und sich mit allem, was das Land darbiethet, umgeben kann. Denn abgesehen von der schlechten Beschaffenheit der Eßwaaren, die man in den Bazards *) kaufen muß, findet sichs oft, daß man gar keine Verkäufer dort antrifft **).

In dieser Hinsicht will ich noch eine ziemlich sonderbare Reise erzählen, welche meine Leser in den Stand setzen wird, die Leiden der evangelischen Arbeiter zu beurtheilen.

Ich ging von Mailabouram nach Ponganur, dem Hauptorte meiner Mission. Als ich durch Kerveipondi kam, hielt ich mich bey einem Jesuiten, der dort wohnte, auf, und speiste mit ihm. Als ich wieder, bloß mit einem einzigen Bedienten, von ihm fort ging, überraschte uns die Nacht auf unbekannten Wegen. Wir reisten so 6 bis 7 Stunden durch wüste Strecken, bis wir endlich von Hun-

*) Oeffentlichen Märkten.

**) Mehr als ein Mahl begegnete es mir, daß, wenn ich einen Tag sehr weit mit unbeschreiblicher Beschwerde gereist war, ich hungrig zu Bette gehen, und mich mit dem Gedanken trösten mußte, ich werde vielleicht morgen etwas zu essen bekommen.

ger und Müdigkeit ganz erschöpft, in einer Hütte bey einem Dorfe ankamen. Ich schickte meinen Diener dahin ab, um Proviant zu hohlen, er brachte aber bloß Feuer mit, seine Chiroutte anzuzünden. Unterdeß besann er sich jedoch, daß er in seiner Tasche noch eine Hand voll Nellou-Körner habe, aber es war kein Gefäß vorhanden, sie zu kochen. Endlich nach langem Suchen wurden wir Stücke eines Topfes gewahr, er reinigte sie, so gut er konnte, machte mit verfaultem Strohe Feuer an, und bereitete dieß traurige Abendessen, das kaum für einen Vogel hinreichend gewesen wäre, und das doch bestimmt war, meine Kräfte bis zu dem andern Tage um fünf oder sechs Uhr des Abends aufrecht zu erhalten.

Aber nicht bloß der Mangel an Lebensmitteln macht die Reisen der Missionarien so ermüdend und beschwerlich. Die Gegenden selbst verursachen mehrere andere Arten von Qualen, die man nur, wenn man sie aus Erfahrung kennt, nach ihrem wahren Werthe beurtheilen kann. So ist es keine kleine Pein, auf brennendem Sande mit nackten Füßen zu gehen! Man ist dann genöthigt zu laufen, als ob man auf glühende Kohlen träte, und findet schon Trost darin, wenn man nur den Schauplatz seiner Schmerzen verändert. Tritt man nun zum Uebermaß des Unglücks auf einen Grenat, so kommt man nicht einmahl mit einem vorübergehenden Leiden davon. Dieß Mineral zerfrißt das Fleisch bis auf die Knochen und greift diese selbst mit Fäulniß an *). Uebrigens sind die Wege noch mit Bäu-

*) Der Grenat, von dem ich spreche, ist hart wie Diamant, dunkelschwarz, und hat sehr spitzige Ecken. Er nimmt sehr viel Hitze an und behält sie. Er schneidet wie Glas. Als ich genöthigt war, einige Tage durch eine Gegend zu reisen, die damit besäet war, waren meine Fußsohlen so zerfressen, daß ich meinen Weg nicht anders fortsetzen konnte, als indem ich bloß auf den großen Fußzehen ging.

men besetzt, welche Dornen von unbiegsamer Härte haben. So vorsichtig man auch seyn möge, so kann man doch kaum vermeiden, mehrere Mahle des Tages dadurch verwundet zu werden, und alle Abende muß man sie sich von einem Diener heraus ziehen lassen.

Zu allem diesen Elende füge man noch den Wassermangel, besonders in den Jahreszeiten, wo man so sehr nach Wasser lechzt, den seltnen Schatten, die Menge von Gewürme und Insecten, das scheußliche Bellen der Marronnenhunde während der Nacht, die Furcht vor Räubern in den Hütten mitten im Walde, und man wird leicht glauben, daß die Missionarien nicht um ihres Vergnügens willen reisen.

Kaum si.. sie in einer christlichen Gemeinde angekommen, so dürfen sie an das, was sie unter Weges erduldeten, nicht einmahl mehr denken; denn die Arbeit fängt nun so fort an. Mehrere hundert Indier, die ihnen voraus gingen, oder sie erwarten, kommen nun zu ihnen, der, wegen eines Prozesses, jener wegen einer Heirath, alle, um die Sacramente zu erhalten. Tag und Nacht müssen nun angewendet werden, um ihre Frömmigkeit zu befriedigen und ihren geistigen Bedürfnissen abzuhelfen. Man kann die Arbeit nicht eher verlassen, als bis sie geendigt ist *).

Man hat mich manchmahl gefragt, ob die Missionarien nicht Gefahr liefen, in so entfernten Gegenden ums Leben zu kommen? Ja, denn wo es Menschen gibt, kann man auch Bösewichtern begegnen. Cook wurde von

*) Die Indier, welche 15 bis 20 Meilen weit nach dem Troste der Religion herkommen, bringen einen sehr mäßigen Vorrath von Nahrungsmitteln mit. Der Missionär muß es also so einrichten, daß sie nicht zu lange verweilen, um diesen nicht völlig aufzuzehren, außerdem würden sie bey der Rückreise vor Hunger umkommen.

Leuten getödtet, zu denen er die Reichthümer Europa's und die Vortheile der Civilisation brachte; um so viel mehr könnte man dem Leben eines Missionärs nachstellen, der gegen die angenommenen Gebräuche kämpft, die öffentlichen Sitten verdammt, und mit der Rache des Himmels Menschen bedroht, die in der Gewißheit, alles ungestraft thun zu können, verhärtet sind. Er macht sich verhaßt durch die Ausübung eines Amtes, das allen menschlichen Leidenschaften entgegen arbeitet. Auch muß man es als die Wirkung der aufmerksamen Sorgfalt einer besondern Vorsehung betrachten, daß die apostolischen Männer nicht alle unter dem Beile des Henkers sterben, oder Opfer des Dolchs eines Meuchelmörders werden. Gott erhält sie zu seinem eigenen Ruhme und zum allgemeinen Besten des Menschengeschlechts. Indeß muß ich es doch den Indiern nachrühmen, daß sie fast nicht im Stande sind, einen Mord mit kaltem Blute zu begehen. Dieß Verbrechen ist gewisser Maßen unerhört, und niemand fürchtet sich vor einem Mörder. Man bleibt die Nacht über in vollkommener Sicherheit auf freyem Felde, und wenn man in einem Hause schläft, bekümmert man sich gar nicht darum, ob die Thür verschlossen ist oder nicht. Es gibt keinen Indier, der nicht seine Landsleute so weit achte, ihnen sein Leben anzuvertrauen, weil ihm sein Gewissen sagt, daß er ein solches Unterpfand, wenn es ihm anvertraut würde, auch sicher bewahren werde.

Dasselbe läßt sich jedoch nicht vom Diebstahle behaupten. Es bleibt da immer weise, einige Vorsichtsmaßregeln zu brauchen, um nicht geplündert zu werden. Wir haben schon gesehen, daß ganze Kasten dieß schändliche Handwerk trieben, und Fürsten bloß von Räubereyen lebten. Doch gibt es Provinzen, wo Diebstähle selten sind, und wo es für Gauner selbst vortheilhaft wäre, zu beweisen, daß man sie bestohlen habe, weil man dort das

Recht hat, sich von dem nächsten Nachbarn des Ortes, wo dieß Verbrechen begangen ward, entschädigen zu lassen, und die wahre oder falsche Angabe der entfremdeten Sachen aufs Wort geglaubt wird.

Wegen dieser Beunruhigung unschuldiger Nachbarsleute ist man aber auch dort sehr auf seiner Huth, daß weder auf dem Gebiethe selbst, noch in der Nachbarschaft ein Diebstahl begangen werde, und hat dadurch eine staunenswerthe Fertigkeit gewonnen, die Diebe zu entdecken. Diese Leute brauchen nicht erst in die Lehre zu gehen, um in diesem Zweige der Polizey geschickte Meister zu werden. Sie befragen bloß ihren Nutzen deßhalb. Nichts entgeht ihnen in Betreff des Werthes oder Unwerthes der gesammelten Anzeigen, und des Vortheils, den sie daraus ziehen können.

Sie haben Luchsesaugen, um da Spuren und Fußtritte zu entdecken, wo ein Fremder gar nichts gewahr werden würde. An der Art, wie das Gras niedergetreten ist, an der Richtung der Blätter, an aufgehäuftem Staube erkennen sie den Weg, den der Dieb genommen hat. Sie errathen seine Fußbekleidung, sein Alter, seine Statur u. s. w. Durch den Geruch, der bey ihnen feiner ist, als bey den Leithunden, unterscheiden sie aus Tausenden heraus den Strafbaren, dem sie nachtrachten. Mit einem Worte, ihre Geschicklichkeit geht in dieser Hinsicht so weit, daß man glauben sollte, sie seyn selbst Mitverüber des Diebstahls gewesen, den sie entdecken sollen. Zwey Züge davon nur zum Beweis.

Ein Privat-Mann hatte mir eine Summe Geldes anvertraut, um sie den Unglücklichen einzuhändigen, denen er bey einem Brande einige Effecten entwendet hatte; aber er erinnerte sich weder an die Zeit, noch an den Nahmen der Eigenthümer, noch an den Ort, wo das Haus lag, welches in Feuer aufgegangen und von

dem kein Merkmahl mehr zurück geblieben war. Alle Erkundigungen, die ich einziehen konnte, beschränkten sich darauf, daß vor etwa funfzehn Jahren einige Häuser in einer gewissen Gasse abgebrannt seyen.

Ich trug also einem alten Indier auf, zu entdecken, 1) wo ein Haus liege, das vor funfzehn Jahren abgebrannt sey; 2) den Nahmen der Besitzer eines solchen Hauses und ihre gegenwärtige Wohnung; 3) was man ihnen bey dem Brande gestohlen habe. Kaum waren einige Tage verlaufen, als er mir die vollkommene Auflösung des Räthsels überbrachte. Er bestimmte genau die Zeit des Brandes, die Gasse und die Häuser; man hatte diese Sachen in diesem Hause, andere wieder in dem des Nachbars entwendet. Die Familien waren ausgewandert und hatten sich nachher in dieser und dieser Stadt niedergelassen. Kurz, alle diese genauern Umstände waren so wahr und bestimmt, daß am folgenden Tage schon diejenigen vor meiner Thür standen, denen ich das Ihrige wieder zu ersetzen hatte.

Während der Belagerung von Pondichery gab es unter den durch Schießgewehr verwundeten Heiden einen Menschen, dessen Kopf ein wenig über und hinter den Ohren mit einer Kugel durchschossen war. Ich fand ihn ohne Bewußtseyn und so mit Blute bedeckt, daß ich ihn bloß auf die Brust taufen konnte. Dann verließ ich ihn, und glaubte gewiß, er werde in der nächsten Stunde darauf verstorben seyn. Als ich denselben Tag noch und die darauf folgenden das Hospital durchging und ihn nicht mehr sah, ward ich nur noch fester davon überzeugt. So vergingen drey oder vier Monathe, als ich mich auf ein Mahl, ich weiß nicht aus welcher sonderbaren Grille, ernstlich und unruhig wegen dieses Menschen zu bekümmern anfing. Ich warf mir vor, daß ich mich, da es noch Zeit war, nicht nach ihm erkundigt hatte, und fühl-

te wohl, daß es nun unmöglich sey, darnach zu fragen, was unter Tausenden von Schlachtopfern aus einem Blessirten geworden sey, dessen Nahmen ich nicht wußte, und wo ich die Zeit nicht angeben konnte, wenn er ins Hospital gebracht worden sey. Indeß ließ ich doch voll Vertrauen in die Scharfsinnigkeit meiner Indier einen Katechisten kommen. Ich trug ihm auf, so vie es ihm möglich sey, Erkundigungen über diesen Unbekannten einzuziehen. Er ging und brachte mir beynahe sogleich einen Menschen ohne Augen, Nase und Lippe, welcher nicht hören konnte. Es war derselbe, den ich suchte und lange für todt gehalten hatte.

Doch zu den Missionarien zurück. Vielleicht werden mir meine Leser vorwerfen, daß ich mich zu weitläuftig über ihre Leiden ausgebreitet und mehr den Lobredner als Geschichtschreiber gemacht habe. Und doch habe ich das Gemählde nur angelegt. Vielleicht die allerschmerzlichste Entbehrung für sie unter allen ist noch die der Gesellschaft eines Freundes, in dessen Herz sie das Ihrige ausschütten, den sie um Muth und Trost bitten könnten *). Sie reisen funfzig Meilen und noch weiter, um nur 24 Stunden lang den so menschenwürdigen, dem Herzen so wohlthätigen Trost zu genießen, einen Freund zu sehen.

*) In einem Alter von 24 Jahren fand ich mich allein in einem Bezirke von 100 Meilen, statt aller Bücher nur mein Brevier, statt aller Erhohlungen und Stärkungen nur einiges Flügelwerk. Daher, so peinlich auch Reisen in diesem Lande für Missionarien sind, waren sie doch mein einziger Trost bey der Langeweile, die mit einer solchen Existenz nothwendig verknüpft ist.

Fünftes Kapitel.

Von der Art, wie die christlichen Gemeinden in Hindostan regiert werden.

Ich habe lange angestanden, ob ich den Augen oft ungerechter Leser ein Gemählde der Mittel vorlegen wolle, welche die Missionarien anwenden, um dem Werke, dem sie so großmüthige Opfer bringen, Erfolg zu versichern. Ich erinnere mich recht gut an alles, was gewisse philosophische Oekonomisten über die Art der Regierungsform gesagt haben, welche die Jesuiten sich für die amerikanischen Wilden ausgedacht hatten. Man hat dieß Wunder väterlicher Verwaltung mit den Farben des Ehrgeitzes, des Despotismus, der Ungerechtigkeit und Grausamkeit ausgemahlt und verunstaltet.

Wie sehr muß ich befürchten, daß, wenn ich jetzt ein Kirchen-Regiment entwickele, welches noch strenger als das in Paraguai ist, ich das Zartgefühl dieser parteyischen Menschen verwunde, die alles, was ihren nachsichtigen Ideen entgegen ist, ohne Prüfung verdammen?

Freylich, wenn man Indien nach Europa, und den Charakter der Bengalen, Thelinganer, Malabaren oder Tanjaurier nach dem der Italiäner, Engländer, Franzosen, oder anderer Völker beurtheilt, deren Bildung keinen Zuwachs mehr erhalten kann, so wird man mit Recht über das Benehmen der Missionarien gegen ihre Christen erstaunen; aber dieß Staunen wird bloß auf einem Irrthume beruhen. Ehe man also das Benehmen der Nachfolger je-

ner ersten Apostel in ihrem Amte als strafende Richter *) verurtheilt, stelle man erst folgende Betrachtungen an.

Zuerst: Die Missionarien sind die Väter ihrer Neubekehrten in der wesentlichsten Hinsicht. Sie sind es, die sie bilden, die ihre Kinder erziehen, die die einen wie die andern ernähren, wenn sie sich außer dem nicht fortzuhelfen wissen, und alle ihre Streitigkeiten schlichten. Nicht seinem Fürsten, nicht den Richtern des Landes trägt der Neophite sein Elend, seine Armuth vor, da würde er mit Tauben sprechen; er erzählt sie seinem Priester, und ist gewiß, nicht überhört zu werden. Der Priester ist in Hinsicht auf ihn die unmittelbare, so zu sagen sichtbare Vorsehung. Was ist bey all dem natürlicher, als daß er auf Befehl dessen, der ihn ernährt, und ein anderes Mahl seine Treue belohnt, bestraft wird! Hat nicht der Vater das Recht, seine Kinder zu züchtigen?

Zweytens findet die Strafe nur gegen diejenigen Statt, die darein willigen, wenn der Missionär nicht etwa die bürgerliche Strafgewalt von dem Fürsten übertragen bekommen hat **), welches auch manchmahl ge-

*) Ich enthielt mich mehrere Jahre lang dieses unangenehmen Amtes; aber endlich mußte ich den Umständen nachgeben, und ich überzeugte mich, daß sich den Indiern die Moral weit wirksamer mit der Hand, als mit dem Munde und bloßen Phrasen lehren läßt.

**) Manchmahl kommen die Christen selbst und bitten, daß man sie würdige, sie zu züchtigen, und man kann sie nicht strenger strafen, als wenn man ihnen sagt, sie seyen unwürdig, daß man sich die Mühe nehme, sie züchtigen zu lassen, daß man dieses ausdrücklich für diejenigen vorbehalte, die daraus Nutzen schöpfen könnten, und man nicht glaube, daß sie in diesem Falle seyn. Man hat manche mehrere Tage hinter einander um die Strafe flehen sehen, die auf dem Verbrechen stehen, dessen sie sich schuldig gemacht hätten, und welche trostlos über die feste Verweigerung der Erhörung ihres Wunsches waren.

schieht. Denn der Fürst verläßt sich auf die Genauigkeit der Oberhäupter der Christen in Bestrafung der Fehler ihrer Schüler, so, daß die letztern schon um deßwillen ihrer Neigung zum Verzeihen nicht folgen können, weil zu viel Nachsicht den Absichten des obersten Regenten, als Hauptquelle aller Gewalt, entgegen laufen, und dieser die verliehene Macht zurück rufen würde. Daraus aber müßte nothwendig den Christen und selbst der Religion großer Schade erwachsen.

Die Missionarien sind also von den Fürsten des Landes bevollmächtigt, in Betreff der Gläubigen die Justitz zu verwalten. Diese Fürsten sahen ein, daß die Duldung, welche sie den Christen bewilligten, eine gewisse Erweiterung der Gerichtsbarkeit bey denen, die den Versammlungen der Gläubigen vorstehen, nöthig mache, um Religions-Vergehungen bestrafen zu können. Sie haben ferner überlegt, daß ihre zu Christen bekehrten Unterthanen lieber von dem Tribunale eines Mannes abhangen würden, den seine Liebe für sie aus seinem Vaterlande verbannt habe, als von Richtern, die, ihrem Glauben fremd, vielleicht tugendhafte Handlungen, welche ihnen die Religion zur Pflicht mache, bestrafen könnten.

Mehr als 200 Jahr besteht dieser Gebrauch, und die Nabobs, anstatt die großmüthige Abtretung eines Theils ihres Ansehens zu bereuen, vermehren sogar mit jedem Tage die Beweise von Vertrauen und Achtung für die Apostel, welche der heilige Stuhl ihnen zusendet.

Man muß sich aber nicht vorstellen, daß die Missionarien ein Recht über Leben und Tod in Hinsicht auf ihre Schüler ausüben. Ihre Gewalt beschränkt sich darauf, einige Geißelschläge austheilen zu lassen, oder höchstens eine mäßige Bastonade, deren Gerechtigkeit die Straffälligen stets selbst eingestehen.

Als ich meine Reise in das Innere des Landes an-

fing, war ich, wie schon erwähnt, gar nicht geneigt, zu diesen heftigen, obschon der Unordnung entgegen arbeitenden Mitteln meine Zuflucht zu nehmen. Ohne meine Mitbrüder deßhalb zu verdammen, entfernte ich mich doch sanft von ihrer Handlungsweise. Auch machte mir bey einer Reise, die ich mit einem christlichen Fürsten dieses Landes that, dieser ernstliche Gegenvorstellungen darüber. Ich stellte zwar dagegen das Beyspiel Jesu Christi und seiner Apostel vor, welche nie solche Mittel angewendet, und doch zahlreiche Eroberungen in allen Gegenden der Welt gemacht hätten, ich fühlte aber bald, daß meine Gründe keinen Eindruck machten, und meine Reisebegleiter nichts desto weniger überzeugt bleiben, ein Missionär müsse wie ein Neger-Aufseher die Peitsche in der Hand haben.

Diese Unterredung veranlaßte mich jedoch selbst zu neuem Nachdenken. Ich fing an einzusehen, daß meine Mitbrüder doch triftige Ursachen gehabt haben müßten, sich anders zu benehmen als ich. Du kennst die Indier noch nicht genug, sagte ich zu mir selbst, um gewiß zu seyn, ob sie das nicht für eine Gunst ansehen, was dir eine Züchtigung scheint. Was wagst du, wenn du es versuchst?

Da mein Entschluß einmahl gefaßt war, so blieb die Gelegenheit, meinen apostolischen Zorn zu zeigen, nicht lange aus, und gerade der Neffe des obenerwähnten Fürsten war es, welcher es zuerst erfuhr, wie gelehrig ich für den Rath seines Oheims gewesen sey.

Dieser junge, so schlecht erzogene Mensch, als ob er in dem niedrigsten Stande aufgewachsen wäre, hatte es gewagt, gegen seinen Vater, einen sanften und liebenswürdigen Greis, dem man nur zu viel Schwäche für seine Kinder vorwerfen konnte, die Hand aufzuheben, um ihn zu schlagen.

Da dieß Verbrechen öffentlich und in Gegenwart der

Heiden, welche vier Fünftel der Bevölkerung der Stadt ausmachten, geschehen war, hielt ich es für rathsam, eine große Zurüstung mit dem Urtheil zu verbinden, daß ich wegen dieser Verletzung der kindlichen Ehrfurcht gegen den Schuldigen fällen mußte. Ich ließ also vor meiner Kirche einen Sessel oder Tribune errichten, und sie ganz mit schwarzem Tuche behangen, dann mußte man in der ganzen Stadt bekannt machen, daß die Einwohner eingeladen würden, einer großen und majestätischen Feyerlichkeit in der Gemeinde der Christen beyzuwohnen. Als alles versammelt war, brachte man den Verbrecher gefesselt und gebunden herbey. Während er auf der Tempelschwelle kniete, hielt ich eine ziemlich lange Ermahnung über die Ehrfurcht, welche Kinder ihren Aeltern schuldig sind, und nachdem ich sodann den Zuhörern den ärgerlichen Auftritt, dessen Zeugen sie gewesen waren, wieder ins Gedächtniß zurück gerufen hatt, wendete ich mich an den Knienden und stellte ihm vor, daß sein Verbrechen zu groß sey, um auf die gewöhnliche Weise bestraft zu werden, daher er dreyßig Stockschläge bekommen solle. Dieß ward ohne alles Murren und auf eine Art, welche alle Anwesende erbaute, mir aber viel weher that, als dem, welchen ich hatte züchtigen lassen, vollzogen. Er empfand bloß in demselben Augenblicke Schmerz, während ich ihn noch jetzt, indem ich dieses schreibe, fühle.

Uebrigens war dieß das fürchterlichste Gericht, das ich in Hindostan fällte. Ich konnte mich nie ganz an diese unsern Sitten so zuwiderlaufende Gebräuche gewöhnen, und wenn die Vorsehung mich aufs neue zu jenen Völkern führte, würde ich wieder so abgeneigt seyn, wie ich war, ehe der christliche Fürst mich bekehrte.

Folgendes mag beweisen, wie sehr wir von Leidenschaften frey waren, oder vielmehr, bis wie weit wir uns Gewalt anthun mußten, um Strenge zu zeigen.

Als

Als ich zu Enjoumalleidrougam, oder der Festung der sieben Berge, einer Stadt, die gegen Morgen der Gebirgskette der Gattes und am Fuße derselben liegt, war, zeigte man mir eine zanksüchtige Frau an, die stets die heftigsten Schimpfreden gegen ihre Schwiegermutter ausstoße. Man bath mich, dieser Unordnung Einhalt zu thun, und diese böse Zunge so zu strafen, daß sie keine Lust habe, wieder anzufangen. Ich bildete mir ein, das wirksamste Mittel dafür würde seyn, sie zu demüthigen. Ich ließ sie also Angesichts aller dortigen Christen an einen Baum binden; da ich aber ein Kindergeschrey hörte, und erfuhr, daß dieß Kind das ihrige sey, war ich fast der Ohnmacht nahe, bey dem Gedanken, ich lasse das arme unschuldige Kind zugleich leiden, indem ich seine Mutter bestrafe. Ich eilte also, die Frau wieder nach Hause zu schicken, ohne daß ich seit dem gewagt habe, mich weiter um ihre Aufführung zu bekümmern.

Aber nichts wird mehr beweisen, wie viel ich selbst bey den Thränen litt, die ich fließen ließ, als die Nothwendigkeit, in der ich mich befand, selbst Personen zu betrüben, denen ich doch Dank für ihr gutes Benehmen gegen mich schuldig war.

In der eben genannten Stadt hatte ein Christ, welcher stäter Zeuge meiner Entbehrungen war, und die Vorurtheile seiner Landsleute in Hinsicht der Nahrungsmittel nicht theilte, eines Tages die Aufmerksamkeit für mich, mir eine gute Schüssel zu überreichen, von der er glaubte, sie werde mir Vergnügen machen. Ich bezeugte ihm so fort, wie sehr ich mich über dieß gute Benehmen freue *); aber leider zeigte man mir einige Augenblicke

*) Ich machte natürlich nachher von diesem Gerichte keinen Gebrauch, um nicht Aergerniß zu geben, wenn es bekannt worden wäre; aber meine Diener waren nicht so bedenklich wie ich.

darauf denselben Menschen als einen schändlichen Trunkenbold, der seine Frau mißhandle, an. So mußte ich meine Empfindungen für ihn verbergen, aus Noth undankbar werden, und ihn zu einer Geißelung von 14 Tagen verurtheilen. Ich suchte jedoch ein Mittel auf, meine Pflicht mit dem Widerwillen, den ich hatte, sie bey dieser Gelegenheit zu erfüllen, auszugleichen. Ich ließ nähmlich die Frau dieses Mannes rufen, und machte ihr, nachdem ich sie mit der gegen ihn gefällten Sentenz bekannt gemacht, bemerklich, daß zu befürchten stehe, diese Demüthigung, die über ihn verhangen sey, werde seinen Haß gegen sie noch vermehren, und er könnte sich leicht nach meiner Abreise an ihr rächen, ich rathe ihr also, den Augenblick der Züchtigung zu benutzen, und da um Gnade für ihren Mann zu bitten. Ich versprach ihr diese zu bewilligen, und weil alsdann ihr Mann glauben müßte, er verdanke diese Gnade ihrer zärtlichen Liebe zu ihm, so würde er sich mehr als je an sie gekettet fühlen und sich hüthen, ihr wieder Kummer zu verursachen. Sie schien dieß zu begreifen, zu billigen, und ging.

Desselben Abends nach dem allgemeinen Gebethe ließ ich meinen Büßenden vor mich führen, ziemlich unbefangen, weil ich glaubte, er werde auf diese Art mit einem bloßen Act der Unterwerfung und des Gehorsams durchkommen. Er erschien auf das erste Zeichen, warf sich mir zu Füßen und entblößte die Achseln. Aber die Frau sah ich nicht. Ich gab in geheim den Befehl, sie zu hohlen, und spielte unterdessen die Rolle des erzürnten Richters. Ich sprach sehr lebhaft, um Zeit zu gewinnen. Endlich kam die Frau. Aber sie spielte ihre Rolle so ungeschickt, daß ich fürchtete, ich würde meinen Urtheilsspruch vollziehen lassen müssen. Sie sagte mir mit einer Unbefangenheit, die man doch nicht mit Albernheit verwechseln konnte: „Nun, da bin ich, weßhalb haben

Sie mich rufen lassen?" Zum Glück hörte der Mann es nicht. Ich fing nun sehr laut zu sprechen an, indem ich die Frau lobte. Du bist sehr großmüthig, sagte ich zu ihr, für einen rohen Menschen, der dich mißhandelt, um Gnade zu bitten. Ich kann dein Flehen nicht unerhört lassen. Ich hoffe, dein Mann wird diesen Zug, der deinem Herzen so viel Ehre macht, zu schätzen wissen. Ich verzeihe ihm also um deinetwillen. Geht Beyde in Frieden und führt ein erbauliches Leben mit einander.

Der Pater Ojollais, Jesuit und Seelsorger zu Kareikall, einer Französischen Colonie, ungefähr 15 Meilen von Pondichery, war eines Tages im Begriff, das Abendmahl zu administriren, als er einen Lärmen in seiner Kirche hörte, der von einer des heiligen Ortes unwürdigen Zerstreuung zeugte. Er überließ sich da einer Bewegung seines Eifers, die er bald lebhaft bereuete. Er schlug nähmlich einen der Umstehenden, die er hatte reden hören, auf die Wangen, ohne daran zu denken, daß dieß ein Götzendiener sey, über den er gar nichts zu sagen hatte. Der Fall war wichtig und konnte sehr unangenehme Folgen haben *). Der Pater sah auch die ganze Gefahr ein und verwünschte tausend Mahl seine Lebhaftigkeit und Uebereilung, die selbst der Religion, deren Bestes er dabey hatte befördern wollen, schaden konnten. Er zog sich verwirrt, zitternd und voll Bestürzung zurück. Bald darauf klopft es an seiner Thür. Neue Unruhe! Ach, vielleicht ist es der beleidigte Götzendiener selbst, der Rechenschaft für den ihm angethanen Schimpf fordert! Man öffnet. Er ist es in der That. Man denke sich die

*) Er mußte befürchten, daß man ihn anklagte, und dieß würde man um so lieber angenommen haben, weil die Gouverneurs es nur ungern dulden, daß die Missionarien eine Art von correctioneller Gerichtsbarkeit ausüben, in die sie sich nicht mischen dürfen.

Angst des armen, furchtsamen Priesters. Der Heide redet ihn mit niedergeschlagenen Augen, demüthig folgender Maßen an: „Herr! ich komme hierher, um Sie zu bitten, mich unter diejenigen aufzunehmen, welche Sie zur Taufe vorbereiten. Sie haben mir eine Ohrfeige gegeben, und diese hat mich bekehrt. Denn ich habe mir überlegt, daß, wenn man so sanft, so gut ist, wie Sie sind, Sie mich gewiß wegen einiger Worte, die mir in Ihrer Kirche ohne alle böse Absicht entfuhren, nicht so hart würden behandelt haben, wenn Sie nicht von der tiefsten Ehrfurcht für die Majestät Ihres Gottes durchdrungen gewesen wären. Daraus schloß ich denn, daß dieser Gott auch meine Anbethung verdienen müsse. Zählen Sie mich also von diesem Augenblicke an, ich bitte darum, unter die Zahl der Schüler Ihres Glaubens." Man kann sich denken, in welches Staunen diese Worte den guten Jesuiten setzten.

Nach all dem kann man wohl leicht glauben, daß die strenge Verfolgungsart der Missionarien, gegen die neu bekehrten Indier, bey diesen das Vertrauen und die Liebe für ihre Väter im Glauben nicht im Geringsten vermindert. Sie wissen, daß jene nie leidenschaftlich handeln, und immer in der Stimmung des heiligen Paulus sind, nähmlich für das Wohl ihrer geistigen Kinder bereit alles zu unternehmen, jede Gefahr zu laufen, und die der Natur und der Selbstliebe peinlichsten Opfer zu bringen. Und nichts ist in der That richtiger und gegründeter als dieß Urtheil.

Der Eifer der evangelischen Arbeiter kann auch durchaus gar nicht verdächtig seyn. Sie geben alle Vortheile auf, indem sie ihr Vaterland verlassen, und wissen voraus, daß sie in Indien keine Entschädigung dafür finden. Ihre Arbeiten sind dort ganz uneigennützig.

Da ihre Bedürfnisse sehr beschränkt sind *), und die Mission für die Befriedigung derselben sorgt, so erhalten sie von ihren Neophiten, wie reich diese auch immer seyn mögen, durchaus nicht das Geringste. Jedoch spreche ich hier nicht von Pondichery, wo die Priester, wenn sie zugleich bey einer Kirche angestellt sind, für Beerdigungen, Glockengeläute, Meßlesen und sonst Gebühren bekommen.

So besitzen die Missionarien mit einem Herzen, fern von dem Wunsche nach Reichthümern, und Händen, rein von jedem Geschenke, nur die Kleider, welche sie anhaben. Diejenigen, welche ganz allein mitten im Lande leben, haben zwar einige Einkünfte; aber sie sind so mäßig, daß sie kaum zu ihren dringendsten Bedürfnissen hinreichen. Sie müssen jährlich mit 1000 Livres sich und mehrere Diener erhalten, Lohn davon geben, ihre Wohnungen ausbessern, und auch noch Almosen spenden **).

Uebrigens ist diese Uneigennützigkeit um so erbaulicher, da es bloß von ihnen abhängen würde, sich ohne Verletzung ihres Amts und Gewissens zu bereichern ***);

*) Ich habe im Binnenlande einen Versuch gemacht, für meine Mahlzeit drey Sous zu verthun; ich habe aber fast nie Gelegenheit gefunden, sie ausgeben zu können. In der Gegend von Cadappa fand ich Wirthe, die einzigen, die ich in ganz Hindostan sah, die mir zwey Schüsseln Gemüse gaben und meinen Reiß auch noch kochen ließen, und dafür nur einen Doudou oder vier Pfennige verlangten.

**) Jeder Diener kostet täglich einen Sou zu ernähren. Zwey Sous erhält er wöchentlich für Bettel und Tabak, zwanzig Sous jährlich ungefähr für Kleidung und neun Livres Lohn.

***) Ich schlug bey einer Gelegenheit 900 Livres aus, um eine Messe zu halten. Ich hätte 40 bis 50,000 Livres gewinnen können, wenn ich sechs Monathe in einem Lager hätte bleiben wollen u. s. w. Die Jesuiten hätten sonst ganz Indien für sich

aber dann könnten sie zum Besten der Religion nicht mehr aus dem triftigen Grunde Vortheil ziehen, daß sie ohne allen zeitlichen Vortheil täglich die größte Mühe anwenden, die Zahl der Christen zu vermehren, und die, welche es schon sind, immer mehr zu heiligen.

Weil die Missionarien alles nur auf einen glücklichen Erfolg ihres Amtes beziehen, schränken sie sich selbst ein, um eine größere Anzahl von Katechisten zu halten. Man muß aber auch zugeben, daß diese Ihnen sehr großen Vortheil bringen. Zuförderst übertragen sie ihnen einen Theil des Unterrichtes, wie ich schon oben gesagt habe, dann unterstützen die Katechisten den Priester bis zu einem gewissen Puncte in der Pflege der Kranken, indem sie diesen heilsamen Rath geben, und sie Handlungen begehen lassen, wodurch sie sich fähig machen, die Vergebung ihrer Sünden zu erhalten, wenn es unmöglich ist, die Sacramente gereicht zu bekommen. Dieß letztere ist der gewöhnliche Rath, obgleich die Missionäre, so bald sie verlangt werden, zum Trost der Sterbenden herbey fliegen; denn man kann nicht 20 oder 25 Meilen, so schnell als man wünscht, zurück legen, und man kommt zu spät an, oder der Kranke ist wieder genesen.

Vorzüglich bedient man sich der Katechisten dazu, von ihnen die Kinder der Heiden, wenn sie dem Tode nahe sind, taufen zu lassen. Da sie Landsleute und oft aus derselben Kaste mit denen sind, welchen sie diesen Dienst erzeigen wollen, so haben sie freyen Eintritt in die Häuser. Ein Vortheil, der den Missionären nicht zu Theil wird *).

erwerben können, hätten sie die Umstände benutzen wollen.

*) Es wäre unanständig, wenn die Priester anders als eingeladen in die Häuser kämen, weil die Weiber gewöhnlich sehr ungenirt darin leben, und für europäische

Endlich müssen auch die Katechisten den öffentlichen Gebethen vorstehen, den Christen geistliche Sachen vorlesen, und sie vor der Zulassung zu den Sacramenten examiniren. Sie sind die Reisebegleiter der Diener des Evangeliums, und manchmahl ihre Vorläufer in den Kirchen ihres Districts und Sprengels, welche die Gläubigen der verschiedenen Ortschaften von der nahen Ankunft des Missionärs unterrichten. Als geborne Räthe der letztern, ziehen sie Kunde von allem ein, was auf die Sittlichkeit und Religion derer, die ihrer Wachsamkeit anvertraut sind, Bezug hat, um es diesen zu hinterbringen. Sie setzen ihnen die Streitigkeiten der Privat-Personen, und die Prozesse, welche Familien-Spaltungen machen, aus einander, sie tragen auf die Bestrafungen für die Schuldigen an, und vollziehen diese, ja sie legen selbst Strafen auf, wenn ihre Einsicht und Mäßigung anerkannt genug sind, um ihnen so viel Ansehen einzuräumen. So daß man also die Katechisten für einen der Ringe in der Kette der christlichen administrativen Hierarchie ansehen kann.

Es wäre zu wünschen, daß man sich nicht in der Nothwendigkeit sähe, diesen höchst brauchbaren Menschen Besoldungen zu geben, damit man ihre Zahl vermehren könne. Denn aus Mangel an Hülfsmitteln in Geld, an welchen die geistliche Verwaltung in diesem Lande leidet, ist diese sehr klein *).

Augen der Anblick eines solchen Neglige's zu gefährlich seyn würde. Auf die Katechisten, welche daran gewohnt sind, macht dieß dagegen gar keinen Eindruck.

*) In China, Cochinchina und dem Königreiche Tonkin wird die Stelle eines Katechisten nur der Frömmigkeit angesehener Personen als Belohnung zugestanden. Dieß verbindet noch mehr Achtung mit diesem Stande, und man findet auch mehr Eifer und Wirksamkeit darin als in Hindostan.

Man könnte auch die Unterrichtetsten, Tugendhaftesten, und in Hinsicht ihrer Lage zum Priesterthume Passendsten als Prediger anordnen; denn das Christenthum wird nie ein Landes-Product werden, wenn die Bearbeiter des Glaubens nicht in diesen Gegenden auch geboren und einheimisch sind.

Aus all dem, was wir bis jetzt gesagt haben, sieht man, daß die Christen in Hindostan mit geistigem und religiösem Zuspruche, unerachtet der kleinen Anzahl der Missionarien und der unverhältnißmäßigen Größe ihrer Sprengel *), hinreichend versehen sind; denn der Priester läßt durch seine hier und da auf der unermeßlichen Fläche, die unter seine Gerichtsbarkeit gehört, zerstreuten Katechisten einen Theil dessen verrichten, was er selbst unmöglich besorgen kann.

Doch muß man eingestehen, daß diese Gemeinden nicht mit der unausgesetzten Sorgfalt bearbeitet werden, die man an die Gläubigen in den Colonial-Niederlassungen verschwendet. Durch die täglichen und unmittelbaren Beziehungen, die man mit diesen unterhält, entsteht hier eine weit größere Einheit der Handlungsweise. Man kennt die Bedürfnisse eines jeden, und wacht genau über jedes Individuum. Hier gibt es Polizey und Gegen-Polizey, damit keine Unordnung, kein Vergeben der Kenntniß derer entgehe, die für abhelfliche Mittel zu sorgen haben. Man füge noch hinzu, daß die Missionarien, welche an den Küsten arbeiten, fast alle Greise sind, bey denen Erfahrung den Eifer gemäßigt, und welche lange Amtsgewohnheit viel sicherer und richtiger in der Wahl ihrer Maßregeln gemacht hat. Auch

*) So mußte ich einige Zeit hindurch einen Sprengel von 150 Meilen im Umkreis besorgen, er war freylich der größte von allen; aber selbst die kleinsten haben immer nicht weniger als 30 Meilen.

ist nichts der Ehrfurcht und dem Vertrauen gleich, welches die Indier für sie haben. Diese ehrwürdigen Männer sind mit Narben der Wunden aus den Kämpfen, die sie gestritten haben, bedeckt, das heißt, sie leiden fast alle an irgend einer Krankheit als Folge des schweren Amtes, das sie im Binnenlande verwaltet haben. Diese Krankheit nöthigt sie, sich zurück zu ziehen; aber dieser Urlaub ist eben so ermüdend als ehrenvoll. So gab es zu meiner Zeit in Pondichery, Madras und Kareikal die Montjustin, die Mosac, die Costa, die Coeurdoux, die Possevin, die Guirbaldi, die Garofallo und die Gilbeaume, ehrwürdige Nahmen, welche kein Christ je ohne Hochachtung aussprechen wird.

Sechstes Kapitel.

Von einigen religiösen Functionen und Einrichtungen, und der Art, wie man sich gegen die Christen zu Hindostan dabey benimmt.

Die Missionarien müssen mehrere Personen vorstellen. Zuförderst gehört als weltlichen Oberherren, denen die heidnischen oder Mahometanischen Fürsten Auftrag und Vollmacht ertheilt haben, das Geschäft für sie, die Streitigkeiten zwischen Christen zu untersuchen und ihre Prozesse zu entscheiden. Von dieser Function habe ich schon oben gesprochen. Sie können auch Geldbußen auflegen, strafen, Polizey-Verfügungen, die sie für nöthig erachten, treffen, wenn sie nur den Befehlen der

Fürsten, bey denen sie sich aufhalten, nicht entgegen sind, und sie nichts ge- oder verbiethen, das wider die Gebräuche der Kasten läuft, die ihnen unterworfen sind.

Außerdem müssen sie Arzeneykunst treiben, und auf die Anfragen wegen Krankheiten und deren Heilmitteln, die man an sie richtet, antworten. Man setzt bey ihnen als Europäern Kenntnisse in der Arzeneykunst voraus, weil man glaubt, daß die Europäer alles verstehen.

Endlich müssen auch noch die Missionarien auf alle andern Fragen antworten. Es wäre ein großer Uebelstand, wenn sie sich dazu nicht fähig finden ließen. Die Indier fragen gern, weil sie viele Dinge nicht wissen und fühlen, daß sie das, was man ihnen sagt, leicht behalten. Bald fragen sie nach der Zahl der Potentaten in Europa und ihren Regierungsformen, bald nach der Macht und Bevölkerung jedes Staates, dem Charakter, den Sitten und der Religion der verschiedenen Völker, die unser Continent bewohnen. Einer will wissen, wie wir uns kleiden, und was wir essen, auch wie wir unsere Felder bauen, ein anderer fragt nach unsern Manufacturen, unsern Handwerksgeräthschaften, ein dritter plagt den Priester so lange, bis er ihm die Nahmen und Eigenschaften der Pflanzen, der Bäume und aller Erderzeugnisse genannt hat. Dieser wird von Mathematik sprechen, ohne den Nahmen davon zu wissen, jener wird in das lange Kapitel der Astronomie kommen. Und hier wäre es höchst unanständig, wenn der Missionär ihn kurz abfertigte. Er muß nie die Demuth so weit treiben zu sagen, ich weiß es nicht *).

*) Hätte man nicht andere Geschäfte, welche das Reden erforderten, so könnte man sich aufs kürzeste dadurch aus der Verlegenheit ziehen, daß man gewissen Fakirs oder Mahometanischen Büßenden nachahmte, welche ganze Königreiche mit dem eisernsten

Doch hat der Missionär auch noch andere Pflichten über sich, und von einigen derselben hier noch folgende Bemerkungen.

Erste Unterabtheilung.

Von der Taufe der Kinder.

Einer der hauptsächlichsten Vortheile des Apostolats von Hindostan ist die Taufe der heidnischen Kinder. Dieser Nutzen ist um so viel schätzbarer, weil man sie nur in Todesgefahr und alsdann tauft, wenn man die gegründetste Hoffnung hat, daß sie die Gnade, die man ihnen dadurch verschafft, nicht wieder verlieren werden.

Da Indien außerordentlich bevölkert ist, die Geißel des Krieges immer auf einigen Provinzen ruht, und die gewöhnliche Folge dieser halbwilden Kriege eine örtliche, stets sehr mörderische Hungersnoth ist, so ist die Ernte der Täuflinge unter den Kindern sehr reich. Es hat auch einen Missionär gegeben, welcher während seiner Amtsführung 30 bis 40,000 Kinder, die sich in diesem Falle befanden, getauft hat *).

Stillschweigen durchziehen. Man schätzt sie deßhalb eben so hoch, als ob sie Orakelsprüche von sich gäben; denn man glaubt, sie würden deren gewiß hervor bringen, wenn sie sich nur die Mühe geben wollten, den Mund zu öffnen.

*) Man rechnet, daß der Jesuit, Pater Mosac, mehr als 40,000 Personen, die fast alle aus kranken Kindern bestanden, dieses Sacrament gereicht habe.

Bey diesen Gelegenheiten vorzüglich gewähren die Katechisten einen Nutzen, der nicht zu berechnen ist. Sie führen sich in die Häuser ein, ohne daß man ihre Absicht vermuthet, unterhalten sich traulich mit der Familie, sehen ohne Schwierigkeit die kranken Kinder, und taufen sie, indem sie sich stellen, als ob sie ihnen eine Arzeney eingäben. Selten stirbt in Gegenden, wo es eifrige Katechisten gibt, ein heidnisches Kind ohne Taufe.

Reist ein Missionär mit seinem Katechisten, so benimmt man sich anders, um das Heil dieser Kinder zu sichern. Wenn man in eine Stadt oder in einem Flecken kommt, welcher an einer Epidemie leidet, so errichtet der Priester eine Apotheke mitten auf einem öffentlichen Platze, während sein Gefährte auf allen Gasseneken schreyet, daß ein berühmter Arzt angekommen sey, welcher zu allen Stunden unentgeldlich Arzeneyen austheile. Auf diese Worte läuft jedermann herbey. Gesunde und Kranke, alles drängt sich um den neuen Aeskulap.

Der Missionär, in einen Arzt verwandelt, mustert nun ernst mit seinen Blicken die Versammlung. Er unterscheidet unter dem Haufen leicht die kranken Kinder. Diese ruft er herbey und befühlt ihnen den Puls, als ob er die größten Kenntnisse von den Fieberbewegungen besitze; dann befiehlt er seinem Schüler mit wissenschaftlich wichtiger Miene, die Stirnader des Kranken zu waschen, um die Symptome der Krankheit besser unterscheiden zu können. Das heißt, er befiehlt dem Katechisten, das Kind zu taufen.

Manchmahl wird man jedoch auch durch seinen Eifer verführt, und ein zu unkluges Streben setzt das Sacrament in seinen Wirkungen falschen Ansichten aus. Dieß

begegnete mir bey einer wichtigen Gelegenheit, und machte mich für die Folge vorsichtiger.

Als ich durch Valdour, eine Stadt, die fünf bis sechs Stunden von Pondichery liegt, gereist war, hatte ich einer ziemlich großen Menge von Kindern, die nach meiner Meinung diese Ceremonie höchstens ein Paar Tage überleben sollten, die Taufe gegeben. Aber ich hatte mich in dieser Meinung betrogen. Einige Monathe darauf kam ich wieder in dieselbe Stadt, oder brachte vielmehr die Nacht unter einem Baume unweit der Stadtmauer zu. Kaum war ich dort angekommen, als ich einen unermeßlichen Zug von Leuten jedes Alters und Geschlechts auf mich zugehen sah. Ich wußte nicht, was ich von diesem nächtlichen Besuche denken sollte; aber meine Unruhe ward bald gestillt. Alle diese Pilger brachten mir ihre Kinder und bathen mich, ihnen dieselbe Arzeney zu geben, die ich bey meinem ersten Erscheinen ausgetheilt habe, da sie Wunder gewirkt und die Kranken geheilet habe. Dieß war jedoch eben ein Bewegungsgrund für mich, ihnen ihre Bitte abzuschlagen und sie fortzuschicken *).

*) Ich hätte allerdings die Kinder taufen können, wenn es die Väter bewilligt hätten; aber ich bin überzeugt, daß, wenn ich mein Geheimniß entdeckte, dieß einen sehr übeln Eindruck gemacht haben würde. Darum schwieg ich lieber.

Zweyte Unterabtheilung.

Das Priesteramt in Hinsicht auf die Götzendiener.

Man kann es freylich nicht die Gründung einer kirchlichen Gemeinde nennen, mehrere tausend heidnische Kinder getauft zu haben, weil man sie bloß in der Hoffnung ihres nahen Todes zu Christen macht; aber die Missionarien beschäftigten sich auch damit, Götzendiener selbst dieser falschen Religion zu entreissen, um Schüler Jesu Christi daraus zu machen. Und ob ihrem Eifer schon viele Hindernisse entgegen stehen, so ist er doch nicht fruchtlos, und jeden Monath und noch öfter kann sich die Hindostanische Kirche der geistigen Geburt einiger neuen Kinder erfreuen. Freylich sind die Pfade, welche zur Kenntniß des Evangeliums führen, steinig und mit Dornen besäet; aber den Indiern wird die Gnade zu Theil, mit Muth auf Wegen zu gehen, vor denen alle andere als sie erschrecken würden.

Eines der gewöhnlichsten Mittel, welches der Herr anwendet, um sie zu seiner Religion zu führen, ist der Eindruck unserer Ceremonien, und der Geist des Christenthums, den sie mit ungewohntem Scharfblick durch die Uebungen des Gottesdienstes hindurch erblicken. Sie schließen aus dem Ernste in der Verwaltung des geistlichen Amtes, daß wir vollkommen von den Wahrheiten, die wir predigen, überzeugt, und als aufgeklärte Men-

schen unfähig sind, betrogen zu werden oder uns in unsern Ansichten zu irren *).

Ich habe schon gesagt, daß die Taufe bey den Erwachsenen so wunderbare Wirkungen hervor bringe, daß sie gleichsam alle Spuren der Erbsünde mit dem Keime unordentlicher Leidenschaften hinweg nimmt. Solche schnelle und vollkommene Veränderungen können aber von den Heiden, welche Verwandte und Freunde der Neubekehrten sind, nicht übersehen werden, und sie haben zu viel natürlichen Verstand, um aus einer übernatürlichen Wirkung nicht auch auf eine gleiche Ursache zu schließen.

Auch macht die erhabene und rührende Sittenlehre der Religion tiefen Eindruck auf die Indier, welche sie zu fassen im Stande sind. Sie finden, daß alle Vorschriften des Evangeliums der Gottheit würdig sind, sie vergleichen sie mit denen, welche ihr eigenes Gewissen ihnen gibt, und bemerken darin eine Gleichheit, die sie entzückt. Selbst dann, wenn sie Sclaven der verdorbenen Neigung ihres Herzens sind, hört man sie doch ausrufen: „O wie erhaben ist die Religion, die sie uns predigen; aber man müßte ein Engel seyn, um sie vollkommen auszuüben!"

Uebrigens wird die Einbildungskraft der Indier von der Auseinandersetzung unserer speculativen Wahrheiten nicht in Unruhe gesetzt. Sie sind von Jugend auf gewohnt, von Kriegen der Riesen mit den Affen, von Jupiter artigen Verwandlungen und allen Mährchen der blauen Bibliothek zu hören, und also für alles Wunderbare eingenommen. Man kann vielmehr versichern, es

*) Das Landesvorurtheil drückt sich so vortheilhaft für das Christenthum aus, daß man es von einem Ende Indiens bis zum andern das Gesetz der Wahrheit, sattia vedam, nennt.

sey ein Glück, daß das Evangelium Mysterien habe; denn ohne diese würden die Indier Mißtrauen dagegen hägen. Sie würden glauben, eine Religion, die sich in allen ihren Theilen ganz offen zeige, sey Menschenwerk. Auch suchen sie gar nicht das Unbegreifliche zu verstehen, und ich habe bemerkt, daß sie selbst im Schooße der Unordnung doch einen reinen und jungfräulichen Glauben sich erhielten. Hieraus muß man schließen, daß die Verstockung selbst bey den unsittlichsten unter ihnen nie ganz vollendet sey.

Die Vorsehung hat auch in den Landesgebräuchen bey Vermählungen schnelle, leichte und gewisse Mittel sich bereitet, die Zahl der Gläubigen zu vermehren. Denn da eine Frau stets dieselbe Religion, wie ihr Mann haben muß, so ist, wenn der Ehemann vor seiner Verheirathung Christ war, dessen künftige Frau von Rechts wegen eine Neubekehrte, und man tauft sie vor der Hochzeit.

Gegen das Jahr 1780 gab Ayder-ali-kan, der sein Serail erneuen und vermehren wollte, den Befehl, alle jungen kastenmäßigen Mädchen von zwölf Jahren ungefähr, die sich durch Schönheit auszeichneten, auszusuchen. Es gab damahls zu Ballabouram eine heidnische aber anständige Familie, welche für das Schicksal eines Kindes von diesem Alter, dessen Reitze den Augen der ausgesandten Späher nicht entgangen seyn würden, zitterte. Ihre Aeltern, welche bisher Abneigung gegen die Christen gehabt hatten, vertrauten nun doch diesen das theure Pfand, an dessen Erhaltung ihnen so viel lag. Das Kind ward in den Wahrheiten der Religion unterrichtet; es fand Geschmack daran, und sollte eben getauft werden, als seine Mutter kam, um es wieder nach Hause zu hohlen. Dieses Hinderniß war mir unangenehm; aber ich konnte einer Mutter ihre Tochter nicht abschlagen, die sie vertrauensvoll den Händen meiner Schüler übergeben hatte.

Zu Hause beschäftigte man sich damit, sie schnell zu verheirathen, um neue Verlegenheiten zu vermeiden. Aber die Kleine erklärte, daß sie Christinn bleiben und also nie ihre Einwilligung in die Verbindung mit einem Heiden, dessen Glauben sie dann dem Landesgebrauche nach annehmen müsse, geben werde. Während dessen erfuhr mein Mitbruder, daß sie einen verwitweten Oheim habe, welcher Christ sey. Er überredete diesen, nach dem Rechte, das ihm auf ihre Hand zustand, um seine Nichte anzuhalten. Er that es aus Gefälligkeit, und damit sie Macht bekomme, wider den Willen ihrer Aeltern sich taufen zu lassen *).

Die häufigen Kriege und die mörderischen Hungersnöthe, welche die grausame Habsucht speculativer Kaufleute hervor bringt, dienen auch dazu, eine Menge Personen, welche an die Meeresküsten auswandern müssen, weil dort die Nahrungsmittel häufiger sind, die wahre Religion kennen zu lernen. Die Wanderungen entfremden sie von einem Theile ihrer Gewohnheiten, und besonders von der Menschenfurcht, die der Kenntniß der Wahrheit keinen Eingang bey ihnen würde verstattet haben, wenn sie mitten unter ihren Verwandten wohnen geblieben wären. Durchblättert man die Register der Missionarien, so findet man häufig: „N. N. geboren 50 oder 80 Meilen von hier, ist getauft worden u. s. w.“ Vielleicht danken die meisten christlichen Bramen einer ähnlichen Begebenheit das Glück, das sie jetzt genießen.

Auch die Epidemien, eine gewöhnliche Folge anderer Landesplagen, verschaffen der Kirche zahlreiche Schaa-

*) Die Mutter, welche ihre Tochter lang verfolgt hatte, um sie von dem Gedanken abzubringen, Christinn zu werden, hat nach der Verheirathung ihres Kindes auch die Taufe erhalten, und ist die ehrwürdigste aller christlichen Frauen dieses Landes geworden.

ren geistiger Kinder, deren einige von den ersten Strahlen des Lichtes an, welche der Glaube ihren Augen leuchten läßt, sich so gelehrig bezeigen, daß man versucht wird, Tertullians Worte: „Ihre Seele ist von Natur christlich," auf sie anzuwenden.

Aber ach! nicht alle die berufen sind, entsprechen der Gnade, die ihnen zurief!

Während der Belagerung von Pondichery verschmähte ein unglückliches heidnisches Mädchen, das durch ein Bombenstück tödtlich verwundet worden war, hartnäckig, seine Augen dem Lichte des Evangeliums zu öffnen, ob ich schon allen möglichen Eifer anwandte. Ja, sie wagte sogar mir zu sagen, sie wolle lieber zum Teufel fahren, als Christinn werden *).

Aber dergleichen Dinge fielen nur selten vor, und ich könnte 1000 Fälle anführen, wo meine Arbeiten mit Erfolg gekrönt wurden. Ich will jedoch nur die sonderbarsten und interessantesten Begebenheiten dieser Art erzählen.

Zu der oben angegebenen Zeit sah ich einmahl, als ich aus dem Hospital kam, zwey Indier, die eine Trage trugen, auf welcher ein in Cotton eingewickeltes Paket lag. Ich fragte, was dieß sey. Eine verwundete Frau, antworteten mir die Träger. Ich wickelte das Tuch auf. Welch schreckliches Schauspiel both sich meinen Blicken dar! Es war der Obertheil einer jungen Frau von 25 Jahren, mit einem allerliebsten Gesichte; aber sie hatte auch nur diesen Obertheil noch. Eine Bombe war auf sie gefallen, und hatte ihr den übrigen Körper weggerissen. Man sah nur 2 Nerven oder Sehnen an der Stelle der Hüften. Ihre ruhig geschlossenen Augen, und ihre natür-

*) Späterhin erfuhr ich, daß dieß Mädchen sehr lasterhaft gelebt hatte, wodurch sie freylich der Gnade des Glaubens unwürdig geworden war.

liche unveränderte Farbe ließen vermuthen, sie schlafe. Ich weckte sie aus ihrem Stumpfsinn und ermahnte sie, sich taufen zu lassen. Anfangs verwarf sie mein Anerbiethen mit einem sehr deutlichen Kopfschütteln. Aber ich verlor den Muth nicht, und redete zu ihr von den ewigen Belohnungen, die den Gläubigen verheißen sind. Da machte sie endlich ein bejahendes Zeichen, und wiederhohlte dieß bey jedem Religions-Geheimnisse, das ich ihr entwickelte. Ich hatte Zeit genug, sie zu unterrichten und zur Bereuung ihrer Fehler zu bringen, und zuletzt auch die Freude, sie noch zu taufen.

Während der fürchterlichsten Hungersnoth, die ich im ersten Theile dieses Werkes beschrieben habe, blickte ich stets überall umher, um diejenigen zu entdecken, die von der Ruhr, als nothwendiger Folge der mangelnden oder schlechten Lebensmittel, ergriffen worden waren. Eines Tages sah ich einen Mann von ungefähr 50 Jahren, der sich auf ein Feld geschleppt hatte, um dort zu sterben. Es hatte gar keine Wahrscheinlichkeit, daß dieser Unglückliche, dessen ohnedieß schon beschränkte Geisteskräfte durch Schwäche und Abspannung noch mehr vermindert seyn mußten, die erhabenen Wahrheiten des Christenthums so weit begreifen lernen werde, um sie Beyfalls würdig zu finden und das Bedürfniß zu fühlen, daran zu glauben. Aber ein Arbeiter am Evangelium hofft leicht auf ein Wunder, besonders wenn diese Hoffnung sich im Einklang mit der Idee befindet, die er sich von der Güte Gottes gegen seine Geschöpfe gemacht hat. Ich trat also zu dem Sterbenden, und unterhielt ihn von dem einzigen Mittel, wie seine Leiden Vortheil für ihn haben könnten. Ich verkündete ihm Gott, seinen Schöpfer und Vater, ein ewiges Leben, in das er bald treten werde, und das für ihn der Mittelpunct und der Stoff alles Heiles werden könne, wenn er meinem Rathe sein Oh-

leihe. Er hörte mich an, als ob ich ihm gar nichts Neues gesagt hätte. Sein Geist schien mit den erhabenen Gegenständen, die ich seinen Blicken vorhielt, im Gleichgewicht zu stehen. Er hatte Gefühl für die Wahrheiten, die ich ihm entdeckte, er saugte mit dem Ausdrucke des Vergnügens die Worte des Friedens in sich, die meinem Munde entströmten, beugte demüthig sein Haupt, und empfing mit der höchsten Dankbarkeit die ausgezeichnete Gnade, die ihm Gott nach seiner Barmherzigkeit aufgespart hatte. Dann überließ ich ihn dieser Gnade, durch die er reich geworden war, und bald darauf den Himmelsbürgern zugezählt ward.

Wie viel ähnliche Züge von Tröstungen durch den Glauben könnte ich noch anführen! Indien ist reich an Wundern dieser Art. Es gibt nicht einen einzigen Missionär, der nicht einige zu erzählen hätte. Auch lehrt St. Thomas nicht mit Unrecht, daß wenn ein Ungläubiger nur das natürliche Gesetz treu befolge, Gott ihm eher einen Engel senden werde, um ihn in den Wahrheiten des Heils zu unterrichten, als daß er ihn in den Finsternissen des Unglaubens werde umkommen lassen. Ich habe auch in der That bemerkt, daß fast alle, welche die Taufe durch außerordentliche Mittel oder Umstände empfingen, während ihres Unglaubens rechtlich gelebt hatten, und daß, wenn es Heiden gibt, die durch ihre Verblendung und Hartnäckigkeit den apostolischen Eifer betrüben, sie die Erleuchtung des Lichtes der Natur gemißbraucht, und sich, unerachtet der Vorwürfe und Erinnerungen ihres Gewissens, groben Lastern oder tadelnswürdigen Leidenschaften überlassen hatten.

Doch noch muß man nicht glauben, der evangelische Same sey unter den Hindostanischen Götzendienern so unfruchtbar, daß er nur seltene Aehren, und dieß nur in einigen der Bearbeitung vortheilhaftern Gegenden treibe.

Es gibt in allen Kasten Christen. Man findet fast keinen Flecken, der nicht mehrere oder wenigere enthalte, und da kein Fürst in Hindostan die Predigt von Jesu Christo verbiethet, so ist zu hoffen, daß, wenn die evangelischen Arbeiter sich vermehren, und die Europäer nicht mehr durch ihre Sitten zum Scandal Anlaß geben, dieß schöne Land, ehe 30 Jahr vergehen, ganz christlich seyn werde.

Unausgesetzt und in einem weiten Bezirke arbeitet der Missionär an der Ausbreitung des Christenthums. Als ich zu Darmavaram *) mich befand, wo ich eine kleine Kirche und ein Paar hundert Christen hatte, bekam ich einen Besuch vom Gouverneur, den die ausgezeichnetsten Personen des Landes begleiteten. Nach gegenseitigen Grüßen und orientalischen Complimenten bath ich ihn, mir zu erlauben, daß, da mich bloß der Wunsch, den wahren Gott zu predigen, in diese Stadt geführt habe, ich mir die Beruhigung verschaffen könne, das Heil Christi auch ihm zu verkünden. Er nahm das Anerbiethen an, bestand aber darauf, daß ich auf die Einwürfe, die man mir machen werde, antworten müsse, und rief einen von seinen Begleitern, der unstreitig für sehr gelehrt galt, auf, meine Einwürfe zu widerlegen und mir die seinigen vorzulegen. Die Unterhaltung nahm gleich eine ernsthafte Wendung, aus der ich schon Hoffnung schöpfte, aber ich betrog mich.

Der Hauptgegenstand, über den ich sprach, war das Wesen Gottes und seine Eigenschaften. Wir konnten uns

*) Auf Deutsch: der Aufenthalt der Tugend. Sie ist eine der größten Hindostanischen Städte, 14 Cadam — oder etwas mehr als 20 Meilen — von den Gattes entfernt. Sie ist mehr civilisirt als die andern Städte; ihre Einwohner — fast alle Götzendiener — sind lustig, gesprächig gegen Fremde, sehr sanft in ihren Sitten, aber vor allem bis zum Uebermaß neugierig.

aber über keinen einzigen Punct einverstehen. Meine Gegner hatten ihre Partey im Voraus genommen; sie würden mir nur mit Mühe eingestanden haben, daß ein Zirkel kein Dreyeck sey. Der Theologe von Darmavaram hatte immer einen albernen Spaß oder eine Spötterey bey der Hand. Die andern lachten darüber, und meine Logik ward stets durch einen Witz zu Boden geworfen. Durch diesen ärmlichen Vortheil stolz gemacht, ergriff dieser Mensch nun die Offensive, und warf mir vor, daß ich einen Gott anbethe, den ich nicht sähe. Er fuhr mit schlechten Einfällen fort, und alle Anwesende klatschten seinen erhabenen Gedanken Beyfall zu; so trennte man sich endlich, um sich nie wiederzusehen.

Aber zu derselben Zeit, als diese Blinden ihre Augen vor dem Lichte der gemeinsten Wahrheiten verschlossen, schickte mir ein entferntes Volk, das den Nahmen Jesu Christi nie gehört hatte, einen Abgesandten zu, mit der Bitte, ihm die Fackel des Glaubens leuchten zu lassen. Wie köstlich war die Ueberraschung für mich, als in den Augenblicken, wo ich traurig über die Hartnäckigkeit der Einwohner von Darmavaram nachdachte, ich einen Unbekannten mir zu Füßen fallen sah, welcher mir versicherte, er sey von den vornehmsten Einwohnern einer großen Stadt, welche das Gesetz der Wahrheit kennen zu lernen wünschen, abgesendet und schon mehrere Tage unter Weges. Er fügte hinzu, daß, wenn ich in seinem Lande eine Gemeinde stiften wolle, die obrigkeitlichen Personen mir dazu den nöthigen Platz anböthen, ja mir einen köstlichen See, dessen Wasser eine unermeßliche Fläche benetze, eigenthümlich und dergestalt abtreten wollten, daß ich dadurch den Schlüssel zu allen Schätzen der Stadt und der umliegenden Gegend in den Händen hätte. Ich machte mich sogleich auf, und kam nach 4 bis 5 Tagen an einen kleinen Pavillon, den man mir nahe an der Stadt bey

jenem Teiche erbaut hatte. Man hatte sich aber auf diese Artigkeit nicht beschränkt, schon waren die Gassen bezeichnet, und eine Kirche und Häuser wurden um meine Wohnung herum gebaut, als ob man eine neue Stadt gründen wolle. Ich blieb nur drey Tage dort; aber ich hörte während dieser Zeit nicht auf, Tag und Nacht zu predigen. Die Einwohner der Stadt kamen von Morgen bis Abends in Abtheilungen von einigen hundert Personen, um mich zu hören, und wenn die Sonne untergegangen war, füllten die Landleute bis Tagesanbruch mein Haus. Der Herr bewirkte bey dieser Gelegenheit einige merkwürdige Bekehrungen. Unter andern die eines alten Götzenpriesters, der mich eines Tages mitten in meinem Unterrichte unterbrach, und mit lauter und vernehmlicher Stimme rief, daß er seinen Göttern entsage und mein Schüler seyn wolle.

Hierbey muß ich eingestehen, daß es ein großer Vortheil ist, verständigen Leuten zu predigen. Die Götzendiener, von denen ich eben gesprochen habe, schienen offener und geistreicher als die meisten zu seyn, die mir bis dahin vorgekommen waren; wenigstens hatte ich viel geringere Mühe, ihnen die Wahrheiten, die ich lehrte, verständlich und annehmbar zu machen. Entgegen gesetzte Anlagen haben mein Amt bey andern Gelegenheiten sehr unfruchtbar gemacht.

So strebte ich einer abtrünnigen Christinn seit 20 Jahren nach, welche, wie man mir sagte, mitten unter Heiden, 5 bis 8 Meilen weit von der entferntesten Kirche meines Sprengels wohnen sollte. Als ich sie gefunden hatte, und auf dem Puncte stand, wieder mit ihr umzukehren, erfuhr ich, daß den Tag darauf Markttag in der Stadt sey, wo ich mich damahls aufhielt. Ich entschloß mich also da zu bleiben, um den Verkäufern das Evangelium zu predigen; aber ich hatte mit so vernachlässig-

ten und beschränkten Menschen zu thun, daß ich nichts Aehnliches seitdem wieder gesehen habe. Nachdem ich mich erschöpft hatte, sie zu unterrichten und aus ihren Irrthümern zu reissen, legten sie mir einen Einwurf vor, der nach ihrer Meinung alles zerstören sollte, was ich gesagt hatte. Nie wird sich der Leser einbilden, worin dieser furchtbare Gegengrund bestanden habe. Da ist er: „Ihr Christen," sagten sie, „stöpselt die Todten zu"*). Und es war unmöglich, ihnen begreiflich zu machen, daß, gesetzt auch dieser Gebrauch sey strafbar, so sey er doch nicht allgemein, und daß er übrigens gar nicht zu den Vorschriften der Religion gehöre. Sie gingen einer nach dem andern fort, ohne mir länger zuzuhören.

Ich werde diese Unterabtheilung mit einigen wichtigen Ermahnungen für neue Missionarien beschließen.

Zuerst müssen sie sich vor der Lebhaftigkeit und dem Aufbrausen eines noch neuen und durch keine Local-Erfahrungen unterstützten und geläuterten Eifers hüthen. Ihr Benehmen gegen die Götzendiener muß voll Sanftmuth seyn; sie müssen ihre albernen Einwürfe mit demselben Ernst beantworten, als ob es darauf ankomme, die wichtigsten Gründe zu widerlegen. Doch gibt es auch wieder Fälle, wo ein kühnerer Eifer Wunder thun kann. Genießt ein Missionär großer Achtung, besitzt er einen ausgezeichneten Ruf, hat er Talente, die selbst den Heiden ehrwürdig sind, ist er z. B. Arzt, Mathematiker u. s. w., und begünstigt besonders Gott sein Amt durch Wunder, welches nichts Unerhörtes ist, so erlangt er dadurch eine viel größere Freyheit zu tadeln, zu verweisen, zu drohen. Was er sagt, gilt dann als ein Orakelspruch, den man

*) Sie sprachen von den Vorsichtsmaßregeln die man manchmahl bey Leichnamen nimmt, damit die Gährung der verdorbenen und verfaulten Flüssigkeiten, die sie enthalten, die Lebenden nicht vergifte.

nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilen kann. Er ist der Mann der Gottheit.

Zweytens muß der Missionär, wie groß auch der Eifer eines Dieners des Evangeliums für das Beste seiner Christen seyn, und welche Sorge er auch dafür tragen soll, verhüthen, daß die weltliche Obrigkeit sie nicht beunruhige, Parteylichkeit vermeiden und die Heiden schonen. Er muß die Fehler seiner Schüler, wenn sie öffentlich geworden sind, nicht abläugnen, jedoch alle Mittel anwenden, um sie, wenn es von ihm abhängt, geheim zu halten. Hält er es für zuträglich, ein religiöses Vergehen in Gegenwart der Götzendiener zu bestrafen, so muß er es mit Ruhe und Mäßigung thun, so daß die Zuschauer bey diesen immer unangenehm bleibenden Auftritten auf seinem Gesichte Mitleiden und Zärtlichkeit für den Strafbaren lesen, und genöthigt werden einzugestehen, die Strafe sey geringer, als das Vergehen es verdiene.

Endlich wird der Missionär nie das Gericht entdecken, das die vor dem Richterstuhle Gottes zu gewarten haben, die im Unglauben gestorben sind. Nichts ist heiliger in Hindostan, als die Asche der Gräber. Verstorbene Verwandte sind für die Lebenden fast Gottheiten. Sie erniedrigen, hieße ihre Anbether im voraus gegen sich einnehmen und aufbringen, es hieße, die Altäre dieser Familienverehrungen um so fester gründen.

Oft wird es geschehen, daß die geistreichsten Heiden, wenn sie von der Nothwendigkeit, an das Evangelium zu glauben, sprechen gehört haben, folgende Frage dem Missionär vorlegen werden: „Sind denn auch unsere Väter verdammt, die doch diese Religion, welche allein die Auserwählten enthält, nicht gekannt haben?“ Die Frage ist eine Schlinge, die der Feind des Evangeliums legt. Eine unüberlegte Antwort wäre hinreichend, auch die gegründetsten Hoffnungen zu vernichten. Der Arbeiter am Evangelium wird ruhig darauf Folgendes antworten: „Es ist

wahr, der Gott der Christen ist Derselbe, der auch die Ungläubigen richtet; aber er ist gerecht, er wird die nicht bestrafen, welche solche Gesetze nicht ausübten, von denen sie keine Kenntniß haben konnten. Lebten eure Väter nur den Vorschriften und Erleuchtungen ihrer Gewissen gemäß, so seyd ruhig über ihr Schicksal. Gott hat mehr als Ein Mittel, sie seiner Gnade würdig zu machen. Ihr habt nicht für ihre Seelen, sondern für die eurigen zu sorgen, und ihr würdet viel weniger zu entschuldigen seyn, als eure Väter, wenn ihr euch gegen Wahrheiten verhärtetet, die sie geglaubt haben würden, wenn sie das Glück genossen hätten, sie zu hören."

Je mehr die Gnade bey ihnen wirket, um so weniger werden sie sich über ihre Todten beunruhigen, und am Ende gar nicht mehr davon sprechen.

Man muß aus diesen Bemerkungen schließen, wie nothwendig es sey, die Gemüthsanlage junger Geistlichen zu untersuchen, die zur Mission nach Hindostan bestimmt sind. Sie müssen Talente haben, das gebe ich zu, und große Talente; denn selbst mit diesen werden sie noch viele Fehler begehen; haben sie aber kaltes Blut, einen sanften, ruhigen Charakter und viel Mäßigung so wird ihr Amt nur schwer seyn, statt daß es außerdem denen, die diese Eigenschaften nicht besitzen, unmöglich werden wird.

Dritte Unterabtheilung.

Von der Art, die Hindostanischen Christen zur Reue und Tugend zu führen.

Ob ich gleich vorhin gesagt habe, die Indischen Neophiten zeichneten sich durch die Reinheit und Unschuld ih-

rer Sitten, und eine sorgfältige Treue in Erfüllung aller Vorschriften der Moral und Religion aus, so ist dieser Satz doch nicht so allgemein, daß er jede Annahme von Unordnungen ausschließe, welche, wenn sie einmahl Statt finden, um so schwerer zu unterdrücken sind, je weniger thätig das Gefühl dieser Völker ist, je weniger Mittel es gibt, ihre Einbildungskraft zu erschüttern, und je leichter ihre in die dicksten Finsternisse gehüllten Leidenschaften eine große Festigkeit gewinnen.

Je mehr also die Missionarien sanft und bescheiden gegen die Heiden sind, um ihnen den Eintritt in die Gemeinde Jesu Christi zu erleichtern; je mehr müssen sie auf der andern Seite Strenge anwenden, um diejenigen, die durch Abtrünnigkeit oder Sittenverderbniß heraus treten, wieder zurück zu führen.

Hier einige Beyspiele heftiger Mittel, die von Zeit zu Zeit angewendet worden sind, um Sünder der Ungerechtigkeit zu entreissen, und welche immer glückten.

In meiner Gemeinde zu Maddeirou gab es eine Person von ungefähr 20 Jahren, die bis zur Wuth entartet und zügellos, der Vorwurf und das Scheusal der Christenheit war. Man nannte diesen Menschen nur das Ungeheuer *). Der Pater Arnaux, ein Jesuit, welcher vor mir die Kirche zu Maddeirou verwaltet hatte, fürchtete, nachdem er lang alle Wege der Sanftmuth vergebens versucht hatte, diesen höchst strafbaren Menschen zur Pflicht zurück zu führen, eine zu lange Straflosigkeit, möchte sein Beyspiel ansteckend machen, und stieß ihn öffentlich aus der Gemeinschaft der Gläubigen.

*) Er war der Sohn des ehrwürdigsten unter allen Christen, eines Mannes, dessen Lebenswandel das Muster aller Tugenden war, und der unaufhörlich über das anstößige Leben seines Sohnes, und die Schande, mit der dieser das Christenthum in den Augen der Ungläubigen bedeckte, weinte.

Dieser schreckliche Schlag brachte, anstatt den Abscheulichen zu bekehren, eine ganz entgegen gesetzte Wirkung hervor; er erbitterte ihn noch mehr, und bestimmte ihn zu den gröbsten Verbrechen. Voll Verzweiflung, sich aus der Gesellschaft seiner Brüder gejagt zu sehen, schonte er nun seinen Ruf vollends nicht mehr, und glaubte sich dadurch an dem, welcher ihn zu dieser Erniedrigung verurtheilt hatte, zu rächen, daß er alles Ueble, dessen er nur fähig war, that. Er wurde nachher so roh und wild, daß sein eigener Vater es nicht mehr wagte, über seine schlechte Aufführung mit ihm zu sprechen. Es war ein wahrhaft Besessener.

So standen die Sachen, und er war schon seit mehr als einem Jahre unter dem Anatheme, und ohne Unterlaß bestrebt, dessen ewige Fortdauer zu verdienen, als die Vorsicht mich an den Ort führte, wo er sich aufhielt. Sein Vater vergoß an meinem Herzen einen Strom von Thränen. Er rührte mich, und ich beschloß, auf das Gemüth seines strafbaren Sohnes einen Versuch zu machen. Ich ließ ihn zu mir einladen. Er kam mit der Miene und der Haltung eines Menschen, der weder Furcht noch Gewissensbisse mehr hat.

Ich sprach sanft und mild mit ihm, that ihm auch die gemäßigsten, vortheilhaftesten Anerbiethen in Hinsicht seines Wiedereintritts in die Gemeinde. Aber anstatt daß meine Sanftmuth ihn hätte rühren sollen, so gab sie seinem Stolze vielmehr neue Thätigkeit. Seine Antworten wurden anmaßender, und sein Gesicht schien mir zorniger und drohender. Da zog ich schnell unter meinem Kleide ein Crucifix hervor, das ich zu dieser Absicht versteckt gehalten hatte. Mit Festigkeit näherte ich mich ihm, warf das Kreutz zu seinen Füßen, und sprach ernst und feyerlich. „Wohlan denn! Du hast nur noch ein Verbrechen zu begehen; Die Gelegenheit ist günstig, das Maß zu

füllen, das dein böses Gemüth anhäufen muß. Du verachtest die Drohungen Jesu Christi, du hast seine Lehre abgeschworen, hast keine Achtung mehr für seine Barmherzigkeit, frevelst gegen seine Gerechtigkeit. So zeige ihm denn heute, daß du seine Person nicht höher achtest, als seine Lehren. Tritt sein Bild mit deinen Füßen, da liegt er bereit, auch noch diesen Zug deiner Undankbarktit zu erdulden. Er erwartet, daß sein eigenes Kind, sein Kind, für das er sein Leben ließ, die Erniedrigungen seines Leidens erfülle, und ihm das Andenken an seinen Tod noch bittrer mache."

Dieser unerwartete Schlag traf den Unglücklichen wie ein Blitzstrahl. Er verstummte. Seine Augen hefteten sich fest auf den rührenden Gegenstand, der vor ihm ausgestreckt lag. Bald darauf floßen Thränen über seine Wangen, sein Herz schien von Schmerz zerrissen. So bald ich diese glückliche Bewegung gewährte, redete ich mit ihm von der Nothwendigkeit einer öffentlichen Buße, die seine Seele demüthigen werde, um sie zu retten. Ich befahl ihm, sogleich sich auf der Schwelle der Kirchenthür auf die Knie zu werfen, und eine Geißel neben sich zu legen, damit die Christen, wenn sie ihn schlügen, die Beleidigungen, die er der Religion zugefügt habe, rächen könnten. Ein zweyter David, unterwarf sich dieser bisher so gottlose, so schändliche und besonders so stolze Mensch allem wie ein Kind, und flog an den zu seiner Büßung ihm bezeichneten Ort.

Indeß verboth ich, aus Furcht, eine zu weit getriebene Strenge möchte ihm gleich bey seinen ersten Bestrebungen den Muth rauben, und da ich dem bösen Feinde jeden Vorwand entziehen wollte, ihn von neuem zu fesseln, allen Gläubigen, ihn mit Worten oder sonst zu mißhandeln, ja nicht einmahl die Augen auf ihn zu richten, wenn sie in dem Tempel träten. Alles ging nach meinem

Wünschen, und ich habe nicht gehört, daß dieser Mensch seit dem wieder das geringste Uebel begangen habe.

Ein anderes hierher gehörendes Beyspiel ist Folgendes. Mein Katechist benachrichtigte mich einst, daß ich die Sacramente zu einem Sterbenden in ein etwa eine Stunde von meinem Aufenthalte entferntes Dorf bringen möchte. Ich ging sogleich, fragte ihn aber unter Weges, wer dieser Mensch, wie seine Lage, seine Aufführung beschaffen sey? Er antwortete mir, es sey ein Bösewicht, der, nachdem er in der Kirche sich christlich vermählte, darauf ein heidnisches Weib geheirathet, und mit ihr mehrere Kinder gezeugt habe. Diese Weiber wohnten nun beyde bey ihm, und diese Unordnung dauere schon länger als 20 Jahr. Die Missionarien hätten vergebens alle Mittel angewendet, ihr zu steuern, und endlich diesen Elenden seinem unglücklichen Schicksale überlassen.

Nach dieser Erzählung begriff ich leicht, daß der Kranke nur die Sacramente aus Furcht vor dem Tode verlange, und wahrscheinlich weit entfernt von den Gefühlen einer wahren und aufrichtigen Reue sey. Ich hatte um so mehr Grund, dieß zu glauben, weil er noch die Gefährtinn seiner Ausschweifungen im Hause wohnen hatte. Durchdrungen also von der nahen Gefahr für seine Seele, kam ich in dem Dorfe an, noch ganz beschäftigt mit den Mitteln, die ich zur Rettung derselben anwenden wolle. Ich ließ dem Sterbenden wissen, daß ich in sein so lange durch Verbrechen verunreinigtes Haus nicht treten werde, und er soll bis an seine Thür kommen, damit ich ihn sprechen könne. Als er sich dahin, so gut er konnte, geschleppt hatte, fragte ich ihn, weßhalb er mich habe rufen lassen, und ob er der ewigen Verwerfung, welche seine schändliche Aufführung verdient habe, entgehen zu können glaube, wenn er nicht wenigstens den Ge-

genstand seiner gotteslästerlichen Liebe verlasse, und so den Anstoß, den er gegeben, wieder gut mache?

Ich hatte mich nicht geirrt, sein Herz hing noch fest an der Verworfenen, die er bey sich hatte. Er hätte lieber jedem andern Befehle gehorcht, als dem, sie fortzuschicken. Doch die Zeit drängte. Der Tod nahte mit gewaltigen Schritten. Ich mußte zu außerordentlichen Mitteln meine Zuflucht nehmen. Ueberzeugt nunmehr von seiner Hartnäckigkeit, ließ ich so viel Einwohner des Dorfes als möglich zusammen rufen *). Ich schilderte ihnen den Abscheu, den die christliche Religion gegen das Verbrechen der Untreue unter Ehegatten einflöße, und die unvermeidlichen, schrecklichen Qualen, welche denen, die sich in diesem Leben der Ausschweifung überließen, in jener Welt bevorstünden. Dann fügte ich hinzu: „Ihr habt hier ein schreckendes Bild der Strenge Gottes, des Herrn, vor Augen, einen reuelosen Sünder, der vor Gottes fürchterlichem Richterstuhle Rechenschaft für 20 im Ehebruche verlebte Jahre geben soll!"

Diese Rede schien den, welchen ich vorzüglich in den Augen hatte, noch nicht zu rühren. Er ergab sich noch nicht. Nun stellte ich mich, als habe ich kein Mitleid mit seinem Zustande, kehrte mich zum Katechisten, und sagte diesem: „Dieser Mensch wird in einigen Stunden sterben, und seine Verdammung ist gewiß. Morgen will ich feyerlich dieses Haus der Sünde verfluchen, und du sollst dabey seyn." Kaum hatte ich dieß gesprochen, als ich fortging, dahin woher ich gekommen war. Aber dieser Theater-Streich brachte die Wirkung hervor, die ich davon erwartet hatte. Ich war kaum 10 Schritt gegangen, als man mir nachlief, um mich zurück zu halten, und versicherte,

*) Sie waren fast alle Heiden und stäte Zeugen der Ausschweifungen jenes Mannes.

der Mann sey zu allen Opfern bereit, und zum Beweis der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen soll ich die heidnische Frau nebst ihren Kindern mit mir nehmen, welches ich denn auch that *).

Ich glaube schon anderswo in diesem Werke die Bemerkung gemacht zu haben, daß wenn einige Indier auch schlechter werden, sie doch fast immer die Grundsätze des Glaubens beybehalten, so daß die Gottlosigkeit sie nicht bis ins Grab begleitet. Ich habe keinen gekannt, der nicht in einer tödtlichen Krankheit alle Einfalt seines ersten gläubigen Zustandes wieder gezeigt hätte. Denn in der That kann das Gemüth dieser Menschen das Gift der Gottlosigkeit nicht vertragen, früher oder später geben sie es wieder von sich.

Freylich fing zu meiner Zeit die Ausgelassenheit der Meinungen an, einen Theil des Gehaltes auszumachen, den die Indischen Diener von ihren Französischen Herren bekamen, und unerachtet des Eifers der Missionarien, unerachtet der Lehren und Ermahnungen, und der Uebersetzungen der bestgeschriebenen Werke über die Religion kamen die modischen Glaubens-Systeme bey einer gewissen Klasse junger Unbesonnener an die Tagesordnung. Unter den Opfern dieser Verführung gab es einen, welcher, verwegener als die andern und voll Vertrauen auf sein sophistisches und kleinliches Talent, einige Werke gegen die Dogmen der katholischen Religion schrieb **). Er brauchte die Waffen, die

*) Ich hatte nachher die Freude, Mutter und Tochter zu taufen. Aber da die Letztere in der Folge eine Neigung faßte, deren Befriedigung ich ihr nicht erlauben konnte, so entwich sie, und ich habe sie nicht wieder gesehen.

**) Es ist dieß der einzige bekannte Indier, der es gewagt hat, wissentlich gegen die Religion zu schreiben. Er

die man auch gegen ihn angewendet hatte, um ihn seinen Glauben zu entreissen, Waffen, welche für leicht und oberflächliche Geister die gefährlichsten sind, mit einem Worte, Spott. Wenn er nur andere auf Kosten einiger unserer Religions Geheimnisse zu lachen machte, hatte er schon gewonnenes Spiel. Mehrere Jahre hindurch spielte dieser moderne Ungläubige seine Rolle nicht ohne Erfolg, und ich will nichts dagegen sagen, ob wir uns nicht einige Vorwürfe zu machen haben, daß wir, unter der Ausflucht, es seyen dieß ja Albernheiten, so wenig Maßregeln ergriffen, die Verbreitung seiner gotteslästerlichen Schriften zu verhindern. Denn es gibt keine Abgeschmacktheit, welche nicht gewisse Personen begierig annähmen, so bald deren Zweck nur ist, das Joch des Glaubens abzuschütteln, und den Leidenschaften freyes Spiel zu lassen.

Wie dem auch sey, Gott hatte die Tage dieses Indischen Celsus gezählt, und der Unglückliche nahte sich dem letzten, den die Vorsicht ihm bewilligt hatte. Eine heftige Krankheit mit Anzeigen eines nahen Todes war die Arzeney, die dieß erhitzte Gehirn heilen sollte. Er verließ seine irreligiösen Systeme, als er die Pforten der Ewigkeit sich öffnen sah. Er bath mit einer Aengstlichkeit, die seinen Bedürfnissen gleich kam, um einen Priester. Ich eilte auf die Nachricht von seiner Gefahr herbey, und glaubte aber dennoch, alle Zeichen der bis zum Tode dauernden Reuelosigkeit an ihm zu bemerken.

Ueberzeugt also, daß die wesentlichen Eigenschaften eines reuigen Gemüths bey ihm noch nicht obwalteten, griff ich zu meinen außerordentlichen Mitteln. Ich fragte den Kranken, warum er mich habe rufen lassen? Ich sey ganz erstaunt, daß ein Mensch, der so viel Geistesstärke

war aus einer der ersten Familien in Pondichery, und gehörte sehr braven Leuten, wenn ich mich nicht irre, aus der Kaste der Mondelliards an.

besitze, als er in gesunden Tagen gezeigt habe, zu Dingen seine Zuflucht nehme, die er öffentlich so sehr gelästert habe. Ich sprach zu einem Todten. Er befand sich völlig fühllos. Meine Verlegenheit war groß. Denn ob es gleich nöthig war, diese unglückliche Lethargie enden zu lassen, so war es doch eben so wichtig, ihn vor der Klippe der Verzweiflung zu bewahren. Ich zauderte, ich prüfte; endlich aber glaubte ich doch noch einen Schritt thun zu können. Ich fühlte ihm an den Puls und sagte seufzend: Mein Gott! der Unglückliche wird also in die Ewigkeit treten. Da wird er Zeit haben, in Jahrhunderten, die nie enden, seine Schmähungen zu wiederhohlen. Bey diesen Worten flossen einige Thränen aus seinen Augen. Ich fragte ihn, ob diese Zähren etwas bedeuteten, ob sie seine Reue ankündeten? Ja, ja, antwortete er, und weinte immer mehr. Ach, wenn das ist, entgegnete ich, so bürge ich für dein Heil. Gott, welcher gern verzeiht, und dessen Gnade und Barmherzigkeit größer ist als alle Verbrechen, wird die Thränen eines reuigen Sünders nicht verwerfen! Beichte jetzt, mein Sohn, und zähle auf die Huld des Herrn. Er that es, und starb unter so deutlichen Merkmahlen der Gnade, daß alle Umstehende von seinen letzten Augenblicken erbaut und getröstet wurden.

Es ist mir sehr oft begegnet, daß ich mich für einige Kranke so kalt und gleichgültig gestimmt fühlte, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ihnen Worte des Trostes zu sagen. Ich war böse darüber, mein Gewissen machte mir Vorwürfe; aber ich ward durch den Erfolg belehrt, daß diese Härte gerade das war, was für diese Personen gehörte. Sie wurden um so nachgebender, je strenger sie mich fanden, um so gerührter und bewegter, je kälter ich über ihren Untergang zu seyn schien.

Von allen religiösen Einrichtungen ist die des Zurückziehens (retraite) diejenige, welche am meisten dazu geeignet ist, die Frömmigkeit der Hindostanischen Chri-

sten zu erhalten; und sie bey denen, wo sie erloschen ist, wieder zu entflammen. Man dankt diese heilsame Einrichtung auch dem hellsehenden und glühenden Eifer der Jesuiten-Missionarien. Diese Patres hatten, ohne die gewöhnliche Arbeit bey der Mission zu unterbrechen, und ohne daß einzelne darunter litten, alles so eingerichtet, daß jeder Christ ein Mahl in 10 Jahren sich der Zurückgezogenheit weihen konnte, so daß in dieser Zeit alle, vom Kinde bis zum Greise, ein sicheres Mittel hatten, ihre Gemüther zu erneuen.

Es war ein hinreissendes und der ersten Jahrhunderte der Kirche würdiges Schauspiel, 5 bis 600 Menschen von 20 bis zu 80 Jahren, in einem ungeheuern Saale versammelt zu sehen, die sich 6 ganze Tage lang nur mit ihrem Heil beschäftigten, es vergaßen, daß sie Väter und Mütter waren, um nur an ihren Stand als Sünder zu denken, das strengste Stillschweigen beobachteten, unausgesetzt über heilige Wahrheiten nachdachten, und die Fehler, zu welchen ihre Gebrechlichkeit sie verleitet hatte, bitter beweinten. Sie kamen alle aus dieser Zurückgezogenheit voll neuen Eifers, ihre unordentlichen Begierden zu bekämpfen, zurück, und es geschah sehr selten, daß ihre Sitten nicht von einer Zurückgezogenheit zur andern die Spuren der Gnade an sich getragen hätten, die ihnen in diesen geistigen Uebungen zu Theil ward *).

*) Wenn ich Personen, die ich wegen irgend einer Unordnung im Verdacht hatte, befreyte, um zu wissen, ob dieser Verdacht gegründet sey oder nicht, so antworteten sie oft: „O, Sie sehen ja wohl, daß das nicht seyn kann, da ich vor zehn Jahren mich in die Zurückgezogenheit begeben habe! Da bekehrte ich mich, und es hat keine Noth, daß ich den dort gefaßten Entschlüssen so wenige Tage darauf wieder untreu würde." Man bemerke den Ausdruck: „so wenige Tage darauf," von einem Zeitraume von 10 Jahren.

In Indien beziehen sich die Unordnungen nur auf eine Zahl Einzelner, welche die Mehrzahl nicht unter sich duldet. In der Zurückgezogenheit finden sie bald die Rechte wieder, die sie in Hinsicht der öffentlichen Achtung verloren hatten. Ihr Ruf ist wieder hergestellt. Dieser weltliche Grund gibt ihnen noch mehr Muth in ihren geistlichen Uebungen, und bestärkt sie in den Entschlüssen, die sie bey Gelegenheit derselben faßten. Der geringste Vortheil, der daraus folgen muß, ist wenigstens der, daß, wenn sie noch einmahl in die alten Fehler zurück fallen, sie sorgfältiger als vorher über ihr Betragen wachen, und so wenigstens das öffentliche Aergerniß vermieden wird.

Vierte Unterabtheilung.

Von den religiösen Festen der Christen in Hindostan.

Vier bis fünf Mahl im Jahre gibt man den Indiern feyerliche Feste, deren jedes so wohl in Pondichery als den benachbarten Flecken 9 ganzer Tage dauert. Diese 9 Tage machen eine Art von Jubiläum aus, während dessen die Missionäre Tag und Nacht arbeiten, ohne sich irgend einige Ruhe zu erlauben.

Aber es sind weder die gottesdienstlichen Handlungen, noch die Predigten, noch die Beichten, welche das Wesentliche der Feyer machen. Der Haupt-Actus ist eine Prozession bey Fackeln, die jede Nacht geschieht und manchmahl bis zum Anbruche des Tages dauert. Ganz Indien läuft herzu, und man sieht dabey eben so viel Götzen-

diener als Christen. Man singt, man spricht, man schläft, und geht ganz ermüdet nach Hause. Doch das schadet nichts; kein Fest ohne Prozession, und kein ehrgeitziger Christ, der nicht gern die Kosten zu einem oder zweyen dieser Art gäbe, um von sich reden zu lassen.

Das Kreutz und die Priesterschaft ist es nicht, was bey diesen religiösen Scenen vorzüglich glänzt. Die Indier könnten alle Kreutze sehen, die man am Charfreytage in der Prozession in der Peterskirche zu Rom herum trägt, und die 90 Reliquien-Kästchen bey der des heiligen Placidus zu Dissentis in Graubünden, und würden nicht so religiös dadurch gerührt werden, als durch den Anblick der Ters, oder hölzernen gemahlten und vergoldeten Pavillons, in denen man die colossalen Statüen der Heiligen erblickt, deren Verehrung ihnen besonders am Herzen liegt. Diese Art beweglicher Tempel, oder Heiligthümer, wird von 20, 30 bis 40 starken Menschen nach Verhältniß der Größe des Ter's getragen, und diese ist um so glänzender, je schlechter die Träger gekleidet sind. Denn sie sind bis an den Gürtel und von der Mitte der Schenkel bis auf die Füße nackt.

Bey weniger solennen Prozessionen trägt man bloß den Ter des Heiligen, dessen Fest man feyert, aber bey außerordentlichen Ceremonien setzen sich alle Ters in Bewegung. Doch kommt jeder Heilige nach seinem Range. Zuerst die, deren Gedächtniß weniger gefeyert ist, z. B. der heilige Aloys von Gonzaga, Schutzheiliger der Indischen Jugend, nach ihm, der heil. Xaverius, Landes-Apostel, dann der heil. Andreas, ferner der Erzengel Michael und endlich die heilige Jungfrau.

Man kann nicht läugnen, daß diese religiösen Aufzüge etwas Auffallendes und selbst Majestätisches haben. Doch ist der Geschmack der Europäer vorzüglicher als der der

Indier, die das wohl eingestehen; aber ihre Gewohnheiten nie aufgeben wollen *).

Es gibt keine Art von Mitteln, welche die Jesuiten nicht angewendet hätten, um diesen armen Leuten religiöse Ideen einzuflößen; aber ich bin weniger erbaut gewesen, sie ihre Ruhe aufopfern zu sehen, um die Neigung dieses Volkes zu nächtlichen Prozessionen zu befriedigen, als zu bemerken, wie anspruchslos sie sich der Abenteuerlichkeit des Geschmacks desselben unterwarfen, indem sie sich zu den Ceremonien, von denen ich sprechen werde, hergaben. Sie thaten dieß, weil sie einsahen, daß, obgleich diese Scenen an und für sich lächerlich seyen, sie doch ganz geeignet wären, die heiligsten Geheimnisse des Christenthums den Seelen ihrer Neubekehrten einzuprägen.

Gebräuche bey dem heiligen 3 Königsfeste.

Das Fest der Könige, oder Epiphanias, ist das erste im Jahre, daß zu Pondichery mit außerordentlicher Pracht gefeyert wird. Das Mysterium ist natürlich dargestellt und mit ihm alle andere, die es voraussetzt, und deren Folge es ist. Man bereitet sich lange vorher folgender Maßen darauf vor.

Die reichsten Christen gehen zu den Missionarien, und machen Anerbiethungen zu den Kosten des Festes, unter der Bedingung, den Königstitel zu erhalten. Man kann denken, daß der Zulauf groß ist; denn es gibt wenige

*) Bey einem Frohnleichnamsfeste hatte ich zwölf junge Indianerinnen gelehrt, Blumen zu streuen, zu räuchern, und Gruppen zu formiren, wie ich es in Paris gesehen hatte. Sie waren alle königlich gekleidet, mit Gold und Edelsteinen bedeckt, und führten alles mit vieler Geschicklichkeit und Grazie aus. Die Einwohner, welche Zeugen dieses neuen Schauspiels waren, gestanden, daß in Hinsicht der Prozessionen unser Geschmack besser sey als der ihrige.

Menschen, welche der Glanz einer Krone nicht reitzte. Die Wahlherren versammeln sich, und man fängt die Berechnungen über die Fähigkeiten der Candidaten an. Die Vorschrift bey der Wahl dieser Könige eines Morgens befiehlt, daß der Gewählte zur rechten Zeit zu Ostern zum heil. Abendmahl gegangen sey, und daß er für sich und seine Familie in gutem Rufe stehe. Ueber dieß muß er ein wirkliches Mitglied einer der bessern Kasten dieses Landes seyn, d. h. ein Brame, oder Mondeillard, oder Vellager. So bald die Wahl der 3 Potentaten beendet ist, so müssen sie sich nun selbst unter sich in Betreff ihrer Titel, der Gränze ihrer Herrschaft, und der Rechte und Vorzüge ihrer Kronen vergleichen. Doch haben die Streitigkeiten darüber bis jetzt wenigstens kein Blut gekostet. Kaum sind nun Melchior, Balthasar und ihr Mitbruder im Besitze ihrer Nahmen, so erwählen sie sich ihre Hof-Officianten, und schaffen sich nun überall Gegenstände des Luxus an, um ihre Majestät noch mehr heraus zu heben.

So bald die Sonne am 6. Jänner mit ihren ersten Strahlen den Horizont vergoldet, läßt sich ein Kanonenschuß hören und ruft die Einwohner von Pondichery zu dem glänzenden Schauspiele, das ihnen bereitet worden ist. Gegen 9 Uhr setzen sich Ihre Orientalischen Majestäten in Bewegung, die Kronen auf den Häuptern, die Zepter in den Händen. Sie reiten auf reich gezäumten Rossen, und ein Stern geht vor ihnen her, den man auf einer sehr langen Stange trägt. Eine große Anzahl prächtiger Palankins, in welchen ihre Freunde, Gattinnen, und die königlichen Prinzen, ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckt, sitzen, begleitet sie und folgt ihnen. Eine doppelte Reihe von Soldaten, jeder mit einer Lanze, nach Art der Alten bewaffnet, schließt das Ganze ein.

Zuerst begibt sich der Zug in den Pallast des Französi-

schen Gouverneurs, welcher, um der Ceremonie größern Anstrich der Wahrheit zu geben, sich nicht weigert, den König Herodes vorzustellen. Er empfängt die Magier in Staats-Uniform, und von allen Beamten und Magistrats-Personen umgeben. Während dieser Zeit verschwindet der Stern, und man pflanzt ihn auf den Gipfel der Kirche der Jesuiten, die die Hütte zu Betlehem vorstellt.

Nachdem nun Herodes und sein Rath den Magiern den Weg angezeigt hat, den sie einschlagen müssen, um zu finden, was sie suchen, nehmen diese von der Versammlung Abschied, und folgen fröhlich der Straße nach der Gegend, wo sie den Stern gewahren. An den Kirchenstufen steigen sie von ihren Pferden und nehmen die Geschenke in die Hände, die sie dem neugebornen Könige bestimmen. Auf der Thürschwelle empfängt sie ein Priester im Chor-Rocke, reicht ihnen das Weihwasser, und führt sie an die Krippe, wo sie einige Augenblicke das Jesuskind anbethen. Dann wird Messe gelesen, und der Zug geht in derselben Ordnung, wie er kam, wieder nach Hause, nur auf einem andern Wege, damit kein Umstand, der im Evangelium beschrieben steht, ausgelassen werde *).

*) Ich sagte, daß man in der Kirche der Jesuiten eine Krippe errichte, sie ist merkwürdig genug, um einige Erwähnung davon zu thun.

Das Jesuskind, in natürlicher Größe, ist ein Meisterstück der Holzschneidekunst. Es ist aus einem weißgrauen Holze, der wahren Farbe der Indischen Kinder, gemacht, und porös wie Menschenhaut, so daß man dadurch getäuscht werden kann. Der Kopf ist wunderschön. Seine Augen haben einen edlen und freundlichen Ausdruck, sie sind halb geschlossen und unbeschreiblich sanft. Es ist in der Stellung eines schlafenden Kindes, der kleine Finger der rechten Hand liegt auf dem Munde, und ein Bein über dem andern. Die Indier sind von seiner Schönheit so hingerissen worden, daß sie es adoptirt und mit den Zeichen ihres Adels geschmückt haben. Es hat den

Von diesem Feste bis zur Fasten feyert man bloß das Fest der Reinigung, doch gehört dieß unter die obenerwähnten geringern. Die großen Ceremonien werden aufgespart, um zur Vorbereitung auf Ostern zu dienen.

Jeden Sonntag, von dem nach Aschermittwoch bis zu Ostern, predigt man über eine Station der Leiden unsers Heilandes, dergestalt, daß dieß Mysterium durch alle Sinne in die Seele dringe. Zu dem Ende errichtet man mitten in einem Hofe, der 40 bis 50000 Menschen fassen kann, eine schwarzbekleidete Kanzel, und zur Seite derselben stellt man die Figuren der Station, über welche der Prediger zu der Gemeinde sprechen soll. Diese Statüen sind so gut gearbeitet, daß, wenn man sie nach dem Kanzelvortrage betrachtet, man sich leicht an alles erinnert, was über jede einzelne gesagt worden ist. Indem man diese Methode befolgt, kann man alle Gläubigen und selbst die rohesten und unwissendsten von dem Geheimnisse der Erlösung bis in seine kleinsten Züge unterrichten. So rückt der Charfreytag heran.

Aber an diesem heiligen Tage ist die Scene noch man=

Gürtel der Bramen umhängen, die Zehen und Finger sind mit kostbaren Ringen, Beine und Arme mit Spangen geziert, u. s. w. Ob ich gleich viel in Italien gereist bin, und mich ein ganzes Jahr in Rom aufgehalten habe, wo ich alles, was die Wißbegierde nur reitzen kann, untersuchte, habe ich doch nichts so Vollkommenes gesehen, als dieses Bild. Die Jesuiten kauften es sehr wohlfeil, denn ich zweifle, daß es ihnen 5 bis 6 Pistolen gekostet hat. Es ward zu Manilla, von einem eingebornen Künstler, der die Schönheit seines Werkes nicht einmahl gewahr worden war, gekauft. Er hatte es eigentlich nur gemacht, um es sodann in Elfenbein zu copiren, aber man fürchtete, die Nachbildung möchte schlechter werden, als das Modell, und begnügte sich an diesem. Ich lade alle Kunstliebhaber, die nach Indien kommen, ein, dieß Wunder der Kunst zu betrachten.

nigfacher und rührender. Neben der Kanzel erhebt sich ein 15 Fuß hohes Kreutz, auf welches eine Figur in Lebensgröße genagelt ist. Federn, welche in dem ausgehöhlten Holze künstlich angebracht sind, und die der Zuschauer nicht vermuthen kann, bewegen den Körper am Kreutze, und geben ihm Ausdruck und Stellung, wie sie dem, was der christliche Redner vom Leiden seines Herrn erzählt, angemessen sind. So daß Blinde und Taube gleichen Gewinn von diesen Reden ziehen.

Diese religiöse Pantomime bringt in diesen zahlreichen Versammlungen sichtlich gute Erfolge hervor. Es herrscht ein tiefes Schweigen unter den Zuhörern, das bloß durch Seufzen und Schluchzen unterbrochen wird. Bald fließen Thränen aus allen Augen, Klagegeschrey läßt sich oft und wiederhohlt hören, und endlich bemerkt man Ausbrüche von Schmerz, langes und lautes Wehklagen, der Redner wird übertönt, und muß, je nachdem seine Zuhörer von der Rührung ergriffen werden, dann und wann schweigen. Wenn er an die Stelle des Evangeliums kommt, welche den Augenblick des Todes Jesu Christi erzählt, lassen die noch lebendiger gewordenen Eindrücke den Gemüthern kein Maß und Ziel halten. Jeder beweint den Tod seines Vaters und seines Gatten. Der Redner selbst scheint dem Schmerze zu unterliegen, er fällt auf die Knie, und überläßt sich frey allen Gefühlen, die die unerhörte That, die er erzählt, und der Anblick der schmerzlichen Eindrücke, die er hervor gebracht hat, in ihm entstehen lassen. In der That scheint jeder Zuhörer gewisser Maßen das bekannte Ende der Leiden unsers Heilands zu vergessen, und sich zu freuen, daß er alle die Leiden, die man bis jetzt vortrug, überstanden habe, bis er nun, wenn er seine Hoffnungen betrogen sieht, und seine Blicke auf die oben beschriebene Gestalt richtet, deren Haupt sich nun auf die Brust senkt, um anzuzeigen, daß der Herr so vielen Leiden un-

terlegen habe und nicht mehr sey, sich einer lauten Verzweiflung überläßt. Es ist nun kein Geschrey mehr, es ist ein Geheul, wie es Unglückliche vom Feuer verzehrt ausstoßen. Einer wird durch den andern electrisirt. Die kältesten Gemüther bestreben sich vergebens ruhig und unempfindlich zu scheinen, sie werden von dem immer wachsenden Strome mit fortgerissen, und ihre Augen zeigen an, daß sie überwunden sind. Auf diese wahrhaft rührende Scene folgt von neuem ein dumpfes Schweigen, ein Schweigen, wie es die Erschöpfung aller Seelenkräfte hervor bringt. Jeder sieht sich an und weiß nicht, was er sieht, er glaubt zu dem Tage gelangt zu seyn, wo das Universum, auf sich selbst und alle verschwundenen Geschöpfe zurück gekehrt, bey den Unruhen der Hoffnung oder Furcht der Gewissen, nur einen Richter noch sehen läßt, der auf seinem fürchterlichen Richterstuhle thront.

Einige Zeit darauf erscheinen zwey Männer in jüdischer Kleidung, denen eine Menge Diener, im alten Costume und den Verrichtungen, die sie zu besorgen haben, gemäß gekleidet, folgen. Sie treten in ein Haus, welches das des Pilatus vorstellt, und man nimmt an, daß sie ihn um die Erlaubniß bitten, den Körper des Gekreutzigten hinweg zu nehmen, um ihn zu begraben. Wenn sie diese erhalten haben, nahen sie sich traurig dem Kreutze. Die Diener legen lange Leitern an den Querbalken, und machen sich bereit, den Leichnam abzunehmen. Mit Meisseln und Zangen bewaffnet, reissen sie mit verstellter Heftigkeit die Nägel heraus, und nehmen die Krone ab. Man bringt diese Geräthe der Grausamkeit der Juden eins nach dem andern zum Prediger, und indem er sie seinen Zuhörern zeigt, ihnen vorstellt, wie schmerzlich jedes für Christus seyn mußte. Endlich senkt sich die Gestalt herab, und wird am Fuße des Kreutzes in die Arme genommen. Man legt sie in einen Sarg, den man mit reich galonnirtem

Sammet, der bloß dazu gebraucht wird, bedeckt. Die Geistlichkeit begleitet in Prozession und schweigend dieß traurige Unterpfand. Man stellt den Sarg bis auf den folgenden Tag in die Kirche, und die Gläubigen treten in großer Anzahl hinzu, um in ihrem Geiste zu erwägen, was sie von der traurigen Geschichte eines Gottes gehört haben, der als Opfer seiner Liebe zu ihnen starb. Oft wird bey dieser Gelegenheit das Werk einer Bekehrung vollendet, die alsdann nie mehr sich verläugnet.

Ceremonie am Ostertage.

Die Nacht vom Sonnabende zum Ostersonntage ist für die Christen zu Pondichery so heilig, daß sie sie ganz zum Gebeth und andern Uebungen religiöser Frömmigkeit anwenden. Von früh 3 Uhr an tönen alle Glocken; man löst die Kanonen, und alles kündigt die nahe Auferstehung an. Unermeßliches Volk strömt in die Kirche, oder vielmehr in den großen Hof, den Schauplatz der außerordentlich religiösen Auftritte, um sich durch den tröstenden Anblick des Heilandes, der aus den Armen des Todes ersteht, für den Schmerz zu entschädigen, den seine Leiden und sein Verscheiden ihm verursacht hatte.

Auf einem Altar, der in Form eines Obelisks aufgerichtet und mit mehrern hundert Leuchtern von Silber und vergoldetem Holze besetzt ist, erhebt sich unbemerkt *) und so, daß sie sich von selbst darauf stellt, eine schöne Gestalt in Lebensgröße, die unsern Heiland abbildet, wie er aus dem Grabe steigt. Sie trägt eine Fahne in der Hand wegen des Sieges, den der Herr über den Tod errang. Tausend Hallelujah, welche unzählige Mahle wiederhohlt werden, sind die erste Huldigung, die man seinem Trium-

*) Alles durch geheime Maschinerie, für welche die Indier eine entschiedene Leidenschaft haben.

phe bringt. Der Priester beräuchert feyerlich die Statüe, und nun beginnt der Umgang, wobey sie auf einer mit kostbaren Stoffen behangenen Bahre getragen wird, unter immerwährendem Zujauchzen einer unzähligen Menge. Unterdessen intonirt die Geistlichkeit, und das Volk antwortet: O filii et filiae! Kaum hat man einige hundert Schritt gethan, so begegnet man einer zweyten Prozession, welche von einem entgegen gesetzten Theile herkam und nun vor der erstern voraus geht. Sie begleitet zwey Statüen, wovon die eine den Evangelisten St. Johannes und die andere die Mutter Christi vorstellt. Der heil. Johannes kommt zuerst, eilt auf seinen Meister zu, bethet ihn an, fällt ihm zu Füßen und geleitet ihn dann. Marie bringt dann denselben Zoll der Ehrerbiethung, und setzt ihren Weg mit ihrem Sohne fort. Ist die Prozession beendet, so wird Messe an einem auf freyem Felde errichteten Altare gelesen, und jedermann geht nach Hause, um den Zurückgebliebenen zu sagen, was man gesehen und wie sehr man sich erbaut habe.

Die Indier werden durch die Ceremonien, deren Gemählde ich bis jetzt entwarf, ungemein gerührt. Die Sünder bekehren sich dabey, die Götzendiener öffnen dem Lichte des Evangeliums die Augen, und schwören ihren unsinnigen Gottesdienst ab. Dieß ist genug, um diese Gebräuche zu rechtfertigen, um sie schätzenswerth zu machen, und denen, die sie nach den richtigen Ansichten, die sie von den Local-Umgebungen hatten, einsetzten, und die unstreitig ihren Geschmack und ihre Neigungen dabey aufopferten, Lob zu verdienen.

Die religiösen Theater.

Doch wage ich es kaum, jene Stücke, die man mitten auf öffentlichen Plätzen aufführt, um einige unserer Myste-

rien dadurch zu ehren, oder merkwürdige Züge aus der heiligen Geschichte dadurch tiefer in das Gedächtniß zu prägen, für religiöse Handlungen anzusehen. Man muß schon sehr in diesem Klima vertraut seyn, und das Bedürfniß der orientalischen Völker, durch öffentliche Darstellungen erweckt zu werden, vollkommen kennen, um es ohne eine Art von Unwillen zu betrachten, wie Priester auf Gestelle und Böcke steigen, und mit Stimme und Mienen die Schauspieler leiten, die sich hier vor mehr als 100,000 Zuschauern zeigen. Doch gewähren diese Uebungen den Vortheil, selbst die Götzendiener zu unterrichten und zu rühren und ihnen große Ideen von unserer Religion beyzubringen. So wahr ist es, daß die Gnade alle Mittel benutzt, um sich mitzutheilen, und daß die große Kunst eines Dieners des Evangeliums darin besteht, indem er die Neigungen und Ansichten derer studiert, die er zu heiligen wünscht, dieser Gnade eine größere Menge Wege und Hülfsmittel zu bereiten.

Vierte Abtheilung.

Von den Mundarten in Hindostan.

Die Mundarten sind sehr mannigfach in Hindostan, und es gibt keine Lehrbücher, aus denen man sie erlernen könnte, oder wenn es auch welche gibt, so sind sie nur Skizzen, Entwürfe, Früchte der Erfahrung der Missionarien, und für religiöse Gegenstände bestimmt. Außerdem könnten auch Bücher die Aussprache nicht ganz deutlich machen, für welche unsere Organe fast ganz neu gemodelt werden müßten *).

*) Um deswillen haben wir auch bey dieser Uebersetzung, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, alle Indi=

Auch verlassen die meisten weltlichen Europäer, die sich überhaupt nicht gern Zwang auflegen, nach mehrjährigem Aufenthalte dieß Land wieder, ohne etwas gelernt zu haben, und der größte Theil der Missionarien drückt sich Trotz aller Mühe und allen Eifers schlecht aus, und man versteht sie bloß durch die lange Gewohnheit, sie zu hören.

Man spricht die Sprache Bengali in Norden und an den Ufern des Ganges, die Canara gegen Westen, die Marattische nach Süden zu, die Thelingan im Binnenlande und hinter den Gebirgen der Gattes, die Malabarische an der Küste, die diesen Nahmen führt, und in den Königreichen Cranganor, Travancor, Tanjaour und Madure, so wie am Cap Comorin; die Tamoul wird an der Küste Coromandel, in der Nabobschaft von Carnatte, und einem Theile der Küste von Orixa gesprochen. Die Großen sprechen auch, nach den Gegenden, wo sie wohnen, Türkisch und Persisch. Der Sanskritt, die religiöse Sprache, findet sich bloß in Büchern, oder dem Munde einiger Gelehrten des höchsten Adels.

Die Indischen Sprachen sind reich an Sinn und Worten, sie sind auch eben so prachtvoll und energisch. Sie haben das Besondere an sich, einen Gedanken mit bewunderns-würdiger Kürze, und doch auch mit großer Eleganz, oder vielmehr mit einem sonderbaren Aufwande von Worten, ohne daß die Rede das Geringste von ihrem Wohllaute ver-

schen Nahmen nach der im Werke selbst angegebenen Französischen Aussprache treu beybehalten, also ou statt u, u. s. w.; indem durch das nochmahlige Uebertragen ins Deutsche die echten Klänge noch mehr gelitten haben würden. Wir bemerken dieß besonders wegen der nun folgenden Abhandlung, setzen jedoch voraus, daß die Französische Aussprache so geläufig sey, daß jeder leicht die Indischen Worte darnach sich bilden könne.

Anmerk. des Uebers.

liert, und der Sinn zu sehr erweitert wird, auszudrücken. Es ist bemerkenswerth, daß man dann für wohlredend gehalten wird, je mehr Worte, und besonders aus mehr als einer Sylbe bestehende Worte man anbringen kann, um eine Sache auszudrücken, die recht gut viel kürzer gesagt werden könnte. Daher geben bey der Kanzelsprache, die doch edel und majestätisch seyn soll, ein halbes Dutzend Ideen, die man sich in Französischer Sprache faßte, Stoff genug, sein Auditorium eine ganze Stunde hindurch zu unterhalten. Ein köstliches Hülfsmittel für Faule und alle solche Personen, die, wenn sie nur sprechen, sich wenig darum bekümmern, welche Wirkung ihre Rede hervor bringe.

Hier ein Beyspiel eines Lakonismus in Tamoul, neben einer Verschwendung von Worten, um dieselbe Idee auszudrücken. Gott soll gut seyn. Devernallaveram *) oder:

1. 2. 3. 4.
Sarouva logamelam cheidou, conndou, cattina

5. 6. 7. 8. 9. 10.
andaver aauver nar, counamoullaverai iroucrar endou

11. 12. 13. 14.
ellaroucoum teria ppole choullougrarqueu **)

In Hinsicht der Wendungen, der Zahl der Buchstaben und der Aussprache sind sich alle Indischen Mundarten gleich. Der Unterschied liegt nur in den Worten und Schriftzügen, die sie ausdrücken, so wie in gewissen jeder Sprache eigenen Geheimnissen, von denen ich in der Folge etwas sagen werde.

Der

*) Nähmlich dever, die Gottheit, nallaver, gut, am, man sagt.

**) 1. Alle Welt. 2. Nachdem sie ward, 3. gebaut, 4. der geschaffen hat, 5. der Herr, 6. er selbst, 7. gut, 8. Charakter, 9. daß er ist, 10. sagend, 11. allen, 12. kennen, 13. wie, 14. man sagt.

Der Mangel charakteristischer Zeichen, um die Aussprache zu bestimmen, wird allerdings meinem Wunsche, die beyden einzigen orientalischen Sprachen, die ich weiß, den Tamoul und Thelingan meinen Lesern bekannt zu machen, entgegen stehen; aber ich werde mein Möglichstes thun, um mit den Zeichen unserer Mundarten diesem Mangel abzuhelfen.

Das Alphabeth besteht im Tamoul so wohl als Thelingan aus folgenden Buchstaben: a. ia. da. ka. la. ma. na. pa. gua ra. sa. ta. va.

Außer den einfachen Buchstaben gibt es auch zusammen gesetzte, wie: dra, kna, kra, nsra, pra, rda, vra. u. s. w. Diese Zusammensetzungen sind unzählig, bald bestehen sie aus zwey einfachen Charakteren, bald aus drey, bald gar aus vier, nach Beschaffenheit des Tones, den sie hervor bringen sollen. Man muß wohl bemerken, daß jeder einfache oder zusammen gesetzte Buchstabe kurz oder lang ist, und oft durch diese Quantität allein der Sinn bestimmt wird.

Jeder Consonant läßt sich mit sechs Vocalen verbinden, die sind ia. ie. ii. io. iou. iaou. nach der gewöhnlichen Weise dia, die, dii, dio, diou, diaou; aber sie verlieren ihren i Ton, wenn sie mit einem Consonanten zusammen kommen, man spricht nähmlich da und nicht dia, di, und nicht dii, u. s. w.

Die Aussprache ist, wie schon bemerkt, sehr von der unserigen verschieden; man müßte daher eigene Zeichen für diese Sprachen haben, um sich darüber ohne Irrthum auszudrücken. Uebrigens liegen die hauptsächlichsten Verschiedenheiten in folgenden Buchstaben:

da wird manchmahl wie d'ha ausgesprochen,

ka, ekka.

la, ella, so auch die übrigen Consonanten.

ta, spricht man auch ttha und dthha.

Obgleich die Tamuls kein ba haben, so drücken sie doch diesen Ton durch ein einfaches pa aus, das sie sehr wenig betonen *). Ka drückt, wenn der Buchstabe nicht verdoppelt wird, das ga in der Mitte eines Wortes aus. Der Ton fa wird durch pa ersetzt. So wenn ein Tamul das Wort Français in seiner Sprache schreiben wollte, würde man lesen: Paransouve.

Man hat schon die Bemerkung machen können, daß man in dieser Sprache nur ein einziges Zeichen zu einer jeden Sylbe brauche.

Die Tamuls haben wie die andern Indier drey Arten von Buchstaben oder Sylben, Zahnlaute, Nasenlaute und Kehllaute. Die erstern werden durch die Bewegung der Zunge gegen die Zähne hervor gebracht, und bey den andern verrichten Nase und Kehle die Stelle der Zähne.

Die am schwersten auszusprechenden Buchstaben sind das englische da und ta. Um es zu bewerkstelligen, muß man die Zunge in einen halben Zirkel beugen, und mit der Spitze derselben, die platt wie eine Kelle wird, an die Wurzel der Zähne der obern Kinnlade stark anstoßen. Das ta erfordert einen noch stärkern Druck und eine schnellere Rückkehr der Zunge in die Mitte des Mundes.

Das kleine la wird durch einen leichten Druck der Zunge auf die Oberzähne hervor gebracht, und das volle la durch einen stärkern Druck zwischen das Zahnfleisch und die Zähne.

Na wird ausgesprochen, indem man die Spitze der Zunge an die Mitte der Zähne stützt; es wird groß, klein und noch kleiner durch die verschiedenen Arten derselben Bewegung.

*) Die Thelinganer haben ba und ga, welche die andern Sprachen alle nicht haben.

Das kleine ra entsteht aus einer Art von gehemmter Bewegung der Zunge, das große auf eben die Art wie bey uns.

Man sieht daraus, daß diese Mundarten nicht leicht zu lernen sind, oder daß es wenigstens Fremden schwer fällt, sie richtig zu sprechen. Doch stößt man noch auf andere Verlegenheiten und Hindernisse.

Es ist schwer, Töne nicht zu verwechseln, die geradezu dieselben zu seyn scheinen. Nur das richtigste und aufmerksamste Ohr kann diese fast unmerklichen Abstufungen unterscheiden. Und doch ist es unmöglich, nicht höchst unangenehme Qui pro quo zu machen, wenn man das Unglück hat, hierin sich zu irren. Den Indiern geschieht dieß nie, so hart und genau sind ihre Organe, so sehr sind sie von Natur musikalisch *).

Eine Quelle neuer Schwierigkeiten sind die in dieser Sprache üblichen Abkürzungen, und dieß um so mehr, da die Indier sehr geschwind sprechen, und ihren Zuhörern nicht Zeit lassen, über die Bedeutung ihrer Ausdrücke nachzudenken. Gerade die größten Sprecher sind zugleich die eigensinnigsten Abkürzer.

Die Abkürzungen bestehen darin, nur die ersten Sylben eines Wortes auszusprechen. Z. B. statt zu sagen: c̄ăttīnaīo, haben Sie gezeigt? sagen sie: oăttĭă, statt poūgŭeūlēi, geht hinweg, sagen sie pŏngŏ u. s. w.

Diese Schwierigkeit findet man auch in ihren Büchern; denn um gut geschrieben zu heißen, dürfen sie nur

*) Wenn ein Gesang in den Kirchen angestimmt wird, fallen alle Anwesende mit dem Cantor ein, ohne daß irgend einer je den unrichtigen Ton anschlage. Einige nehmen die höhere Quinte, andere die Octave, und dieß alles ohne Studium, ohne Nachdenken.

den Keim ganzer, eines in das andere verschlungener Worte enthalten. Daher hat die elegante Prosa sehr viel Aehnlichkeit mit der gebundenen Rede, und man kann sagen, alle ihre über nicht wissenschaftliche Gegenstände geschriebene Bücher seyn wahre Gedichte.

Die Schreibart hat noch andere Unbequemlichkeiten. Die größte darunter ist die, daß der Buchstabe, der eine Sylbe ausdrückt, sich nach der Beschaffenheit der darauf folgenden Sylbe abändert, gleichviel, ob diese in demselben Worte oder in einem andern sich befinde. So schreibt man anjou, fünf, anjou, pavam, péché, pavan, wenn das darauf folgende Wort mit der Sylbe na anfängt.

Endigt sich ein Wort mit einem dumpfen Consonanten, wie m, p, t, und fängt das folgende Wort mit demselben Buchstaben an, so macht der letztere den ersten Buchstaben dieses Wortes aus, doch so, daß man den Ton verdoppelt. So schreibt man pounniam manouchen, der tugendhafte Mann; pounnia - manouchen. Pounniam - appen schreibt man pounnia - pen. Pounniamattal, tugendhafte Frau, pounnia - tal u. s. w.

Häufige Elisionen setzen auch den Fremden, der gewohnt ist auszusprechen, wie er schreibt, in Verlegenheit. Z. B. Ein Anfänger, welcher weiß, daß netchetouram, Verbrechen, abetchicra, welcher verlangt, aven, derjenige, bedeutet, wird diese drey Worte so schreiben und aussprechen, wie sie hier stehen; aber man würde ihm ins Gesicht lachen, ja ihn vielleicht nicht einmahl verstehen. Man muß sie aussprechen: netchtourabetchikraven. Um die Phrase pattanattile iroucra, avergueul, die, welche im Garten sind, auszudrücken, muß man sagen: pattanatilirou cravergueul.

Die Tamouls bringen beym Schreiben auch eine Sylbe an das Ende der darauf folgenden, und sprechen sie

doch so aus, als ob diese Versetzung nicht geschehen sey. So schreiben sie, als wenn wir schrieben, Hügle, statt Hügel, atamr, und lesen artam. Diese Schwierigkeit wäre, wenn sie oft vorkäme, die schlimmste von allen; aber zum Troste des Lesers bemerke ich, daß nur der Buchstabe r so versetzt werde, und noch dazu nie, wenn er den vollen Ton ra hat. Auch zeigt dieß die Versetzung an, daß dann das Zeichen des Buchstabens von dem gewöhnlichen verschieden ist. Uebrigens gibt es auch sehr wenige Worte, welche diese Fügung der Buchstaben verlangten. Einer häufiger vorkommenden Schwierigkeit begegnet man aber bey den Verbis, die nähmlich, wie im Lateinischen, an das Ende der Phrase gesetzt werden. Daher brauchen auch die Indier, wenn sie etwas lang hinter einander fort erzählen, die Vorsicht, ihre Rede in eine Menge Perioden zu zerstückeln, und den Ton stark auf das Wort, das jede schließt, zu legen, ungefähr so, wie man es in den Kirchen macht, wenn man bey einer Todtenmesse die Strophen mit den beyden Noten fa und re endigt. Der Zuhörer gibt nun bey jeder Abtheilung ein Zeichen, um damit anzudeuten, daß er bis dahin es verstanden habe, und daß er nicht betroffen seyn werde, wenn endlich das Haupt-Verbum, das den Sinn der ganzen Erzählung bestimmen soll, komme. Ich will ein Beyspiel davon geben, und Anführungszeichen dahin setzen, wo man das ebenerwähnte Zeichen gibt.

Ien pourrouchen „ iennei sinneiguitti rou cranendou cholli „ tammodè mossam irouka caudadendoum, „ vegou pakiam mennamo iroucra pollé pridiquinei panni coudoutou „ adigueleium, toucheta pessougueleium „ nineïka vandam cholavé „ ieunei collougrar.

Diese lange Phrase würde sich Wort für Wort folgender Gestalt übersetzen lassen: Mein Mann daß ich dich liebe indem er gesagt hat mit ihm, und

daß es keine Gefahr dabey geben kann, und ich nicht weiß, welches Glück als ob es dabey gäbe, die Schläge und die bösen Worte denken muß man nicht, indem er gesagt hat: er tödtet mich.

Eine verständliche Uebersetzung würde so lauten: Mein Mann tödtet mich, nachdem er mir betheuert hat, daß er mich lieben würde, und daß ich keine Gefahr liefe, mein Schicksal mit dem seinigen zu verbinden. Er versprach mir Glück und ließ mich die Furcht, von ihm mißhandelt zu werden, für einen falschen Wahn ansehen, und doch überhäuft er mich mit schlechter Behandlung.

Man wird unstreitig fragen, wie die Missionarien so viele Schwierigkeiten überwinden und die Wahrheiten der Religion in so fremden Mundarten verkündigen konnten? Ihre Methode war sehr einfach. Mit Hülfe eines Malabaren, der einige Französische Worte radebrechte, verfertigte sich der Missionär selbst eine Grammatik, die eben so genau als die von Wailly war. Er ging mit seinem Dolmetscher spatzieren, und fragte ihn nach den Nahmen aller Gegenstände, die er sah. Wie heißt ein Haus? fragte er. Voudon, antwortete der Lehrer. Ein Baum? Maram u. s. w.

Doch ich will die Art angeben, wie ich es selbst anfing, um im Stande zu seyn, fünf Monathe nach meiner Ankunft zu Pondichery im Tamul zu predigen.

Ich begann damit, mir Declinationen zu machen, ohne daß mein Pädagog dieß im Geringsten vermuthete, nachdem er mir gesagt hatte, ein Baum heiße Maram, fragte ich ihn, wie ich sagen würde, der Stamm des Baumes? Das ist leicht, antwortete er: marattimoudeia kal, ich gebe dem Baume Schläge? Maratoucou adei adeicren. Ich liebe den Baum? Marattey sinéguicren. O der schöne Baum? Nalla maramé. Ich bin vom Bau-

me erschlagen worden? Marattelé collapadougren. Und nachdem ich ihm nun alle Casus so abgefragt hatte, setzte ich mir folgende Declination daraus zusammen:

Einfache Zahl.

Nom. Maram, ein Baum.
Gen. Maratinoudeia, des Baumes.
Dat. Maratoucou, dem Baume.
Acc. Marattei, den Baum.
Voc. Maramé, o du Baum!
Abl. Maratalé, von dem Baume.
Maratilé, in dem Baume.
Maratodé, mit dem, oder einem Baume.

Mehrzahl.

Nom. Marangueul, die Bäume.
Gen. Marangueloudeia, der Bäume.
Dat. Marangueloucou, den Bäumen.
Acc. Marangueléi, die Bäume.
Voc. Maranguelé, o ihr Bäume!
Abl. Maranguelalé, von den Bäumen.
Maranguelilé, in den Bäumen.
Maranguelodé, mit den Bäumen.

Nach verschiedenen Versuchen über verschiedene Worte vergewisserte ich mich, daß die Veränderungen dieser Wortfügungen, höchstens mit Ausnahme eines einzigen Buchstabens, stets dieselben seyn. Daher überzeugte ich mich, daß, eigentlich zu sprechen, es in dieser Sprache nur eine einzige Declination gebe. Ich bemerkte auch, daß die Tamuls wie die Lateiner keine Artikel vor die Substantiva setzen, und endlich, daß sie drey Ablative ohne Präposition haben. Den einen des Ortes, den andern der Casualität, und den dritten der Gesellschaft.

So gab mir eine einzige Unterrichtsstunde schon ein weites Feld von Kenntnissen.

Ein anderes Mahl conjugirte ich nach derselben Methode ein Verbum, indem ich Sorge dabey trug, jedes Mahl ein anderes Wort für die Substantiva zu nehmen, um eine größere Fülle derselben zu erlernen. So fragte ich, wie sagt man im Tamoul, ich liebe die Vögel? Patchiguelei sinéguicren. Du liebst das Gute? Nemmei sinéguicrai. Er liebt die Bösen? Kettaverguelei sinéguicrans u. s. w. Als meine Fragen nun zu Ende waren, hatte ich folgende Conjugation:

Präsens. Einfache Zahl.

Sinéguicren, ich liebe.
Sinéguicrai, du liebst.
Sinégricran, er liebt.

Mehrzahl.

Sinéguicrom, wir lieben.
Sinéguicrirgueul, ihr liebet.
Sinéguicrargueul, sie lieben.

Imperfectum. Einfache Zahl.

Sinéguittironden, ich liebte.
Sinéguittirondaï, du liebtest.
Sinéguittirondan, er liebte.

Mehrzahl.

Sinéguittirondom, wir liebten.
Sinéguittirondirgueul, ihr liebtet.
Sinéguittirondargueul, sie liebten.

Perfectum. Einfache Zahl.

Sinéguitten, ich habe geliebt.

Sinéguittaï, du hast geliebt.
Sinéguittan, er hat geliebt.

Mehrzahl.

Sinéguittom, wir haben geliebt.
Sinéguittirgueul, ihr habt geliebt.
Sinéguittargueul, sie haben geliebt.

Futurum. Einfache Zahl.

Sinéguipen, ich werde lieben.
Sinéguipai, du wirst lieben.
Sinéguipan, er wird lieben.

Mehrzahl.

Sinéguipom, wir werden lieben.
Sinéguipirgueul, ihr werdet lieben.
Sinéguipargueul, sie werden lieben.

Subjunctivum. Einfache Zahl.

Sinéguika cadaven, daß ich liebe.
Sinéguika cadavai, daß du liebest.
Sinéguika cadavan, daß er liebe.

Mehrzahl.

Sinéguika cadavom, daß wir liebten.
Sinéguika cadavirgueul, daß ihr liebtet.
Sinéguika cadavargueul, daß sie liebten.

Plusquamperfectum. Einfache Zahl.

Sinéguittiroupen, ich würde geliebt haben.
Sinéguittiroupai, du würdest geliebt haben.
Sinéguittiroupan, er würde geliebt haben.

Mehrzahl.

Sinéguittiroupom, wir würden geliebt haben.

Sinéguittiroupirgoueul, ihr würdet geliebt haben.
Sinéguittirouparguenl, sie würden geliebt haben.

Imperativus. Einfache Zahl.

Sinégi, oder sinéguicol, oder sinéguittouco, oder sinéguittquirou, liebe!
Sinéguikattoum, oder sinéguika, daß er liebet.

Mehrzahl.

Avergueul sinéguikatoum, daß sie lieben.

Infinitivus. Präsens.

Sinéguicradou, oder sinéguica, lieben.

Vergangene Zeit.

Sinéguittadou, oder sinéguittirondadou, geliebt haben.

Participium der Gegenwart.

Sinéguicra, der da liebt.

Vergangene Zeit.

Sinéguitta, der da geliebt hat.

Gerundium.

Sinéquittandoucou, oder sinéguikatakadaga, um zu lieben.

Das Passivum wird aus dem Infinitiv, sinéguica mit dem Verbo padougradou, welches leiden oder dulden bedeutet, gemacht. Dieß ist das einzige, welches man mit dem vorauskommenden Infinitiv durch alle seine Fügungen conjugiren kann. So sagt man, sinéguica padougren, sinéguica padougrai u. s. w. Ich werde geliebt, du wirst geliebt u. s. w. Ein Beyspiel davon: Auf welchen mit Fingern gezeigt worden, der erröthet

vor Scham. Virellodé kambika padougraven vetjkamai irqucran.

Die Verba thun lassen, sagen lassen, und alle andere, welche ein Subject erfordern, welches erregt, und ein anderes, das dem auf ihn geschehenen Eindrucke folgt, werden durch Einschaltung der Sylben pi, oder auch manchmahl vi, in der Zusammensetzung mit dem Haupt=Verbo unmittelbar vor der oder denen Sylben, welche die Personen oder die Zeit bestimmen, ausgedrückt. Z. B. cheia bedeutet thun, und cheivika, thun lassen. Der Buchstabe k ist eingerückt, um die beyden Vocale zu trennen. Padika bedeutet lernen, und padipika, lernen lassen oder lehren. Uebrigens kann man nur durch Uebung die Verba lernen, bey denen pi, und die, bey welchen vi eingeschaltet werden muß.

Wer die orientalischen Sprachen lernt, muß lange über jedes Wort nachdenken, weil die meisten zusammen gesetzt sind, und man, wenn man die Wurzel eines Wortes entdeckt, so fort Kenntniß mehrerer Wörter erlangt. Wir geben ein Beyspiel in dem Worte poenjadi, welches Frau bedeutet. Bey dem ersten Blicke sieht man die Analogie dieses Wortes mit der Sache, die es ausdrückt, nicht ein; aber nach einigem Nachdenken schließt man folgender Gestalt: Poen bedeutet ein Mädchen. Man sagt poen poullei, ein junges Mädchen. und man weiß, daß poullei ein Kind heißt: Jadi oder sadi bedeutet die Kaste, also kann man poenjadi übersetzen: Mädchen einer Kaste. Aber wie kann Mädchen einer Kaste, und eine verheirathete Frau ein und dieselbe Benennung haben? Deßhalb, weil sie mit einem Manne ihrer Kaste verbunden ist, oder weil sie dazu dienen soll, ihre Kaste zu erhalten, indem sie Kinder zur Welt bringt.

Nach meinem Dafürhalten ist diese Art, eine Sprache zu studieren, die schnellste und angenehmste. Der Schüler unterrichtet sich so gleichsam spielend, und gibt man ihm dann einmahl eine Grammatik in die Hand, so hat er das überraschende Vergnügen zu sehen, daß er eben so viel weiß, als dieß Buch lehrt, ob er es gleich nie gelesen hat.

Noch ein Vortheil liegt darin, nähmlich dieser, daß, wenn der Lehrer seinen Schüler gewöhnt, seine Fragen in reiner Muttersprache ihm vorzulegen, dieser in jeder Stunde zwey Sprachen lernt, und es nicht mehr zu befürchten steht, daß der Schüler in der Kenntniß des Lateinischen, Griechischen oder Englischen nur auf Kosten seiner Landessprache vorwärts kommt.

Ich wollte schon meine Bemerkungen über die indischen Sprachen endigen, als es mir einfiel, man könne mir doch vielleicht eine Frage vorlegen, die wohl eine Antwort verdiene. Nähmlich, wie man im Stande sey, von der Religion, ihren Lehrsätzen und Mysterien in einer so barbarischen Sprache zu sprechen, deren Ausdrücke geistigen Dingen noch entfremdeter seyn müßten, als ihr Ton es zarten Ohren ist.

Ich gebe zu, die ersten Priester, die diese Völker das Evangelium lehrten, mußten sich sehr verlegen finden, ihre religiösen Ideen so auszudrücken, daß man sie verstehe. Sie mußten Umschreibungen brauchen, aber späterhin gelangten sie durch einige Kunstausdrücke, die gebildet wurden, um die Gebräuche zu bezeichnen, welche die Christen mit den Ungläubigen gemein haben, dahin, einige oberflächliche Ideen von dem zu geben, was sie sagen wollten. Das Uebrige ward nachher zwischen den Priestern und denen, die sie unterrichtet hatten, ausgeglichen und verstanden; dann zwischen diesen unter sich, und endlich von beyden Seiten mit den Heiden, so

daß heut zu Tage die heilige Sprache allgemein gekannt ist. Hier nur noch die Erklärung einiger Ausdrücke, deren man sich dabey bedient.

Nianastnanam, bedeutet ein geistiges Bad, oder ein Seelen-Geistesbad, und wird angewendet, um die Taufe zu bezeichnen. Es brauchte keine großen Untersuchungen, diesen Ausdruck für das erste Sacrament zu entdecken. Die Indier, sagte man, haben die Gewohnheit, sich wegen Vergebung ihrer Sünden zu baden: Sie konnten also die Wirkungen der Taufe leicht begreifen, wenn man ihnen eine Benennung gab, die sie nach ihren eigenen Ideen ausdrückte; aber um sie in die Unmöglichkeit zu versetzen, irgend eine Annäherung an ihre eingebildete Taufe darin zu finden, setzte man das Beywort niana dazu, um damit anzuzeigen, daß die Reinheit, welche die Taufe der Christen hervor bringt, sich nur aufs Innere bezieht.

Doch sagt der, welcher jemanden in Abwesenheit eines Priesters tauft, nicht: Ounacou niana stanam coudoucren, ich gebe dir das geistige Bad; sondern ounnei kajourougren, ich wasche dich, weil diese letztern Worte mehr mit der in der Kirche hergebrachten sacramentalischen Formel überein kommen.

Die Firmung heißt, ouroudi poussoudel. Es ist eine kleine Umschreibung, welche Salbung der Stärke bedeutet. Selbst die Heiden verstehen sie, weil Salbungen einen wesentlichen Theil ihrer religiösen Ceremonien ausmachen.

Tivia narquarounei, um das heil. Abendmahl anzuzeigen, sind zwey Worte von allgemeinerem Sinne, da sie jedoch vorzugsweise die göttliche Gabe bedeuten, so können sie nicht natürlicher und passender als auf das heil. Sacrament des Altars angewendet werden.

Die Buße heißt puva sanguirtanam, oder die Ver-

gebung der Sünden. Das Wort scheint ganz dazu gemacht, die Sache auszudrücken; auch ist es so angemessen, daß die Ungläubigen, wenn sie nur einiges Verkehr mit Christen haben, es sehr leicht begreifen.

Die letzte Oehlung behält in den orientalischen Sprachen ihre ganze Bedeutung, und wird durch die Worte: avastei possoudel, die Salbung in Todesnoth oder am Lebensende, ausgedrückt.

Kouroupattam bedeutet eher den Stand oder das Amt des Priesters als die Ordination; aber es schließt diese nicht aus. Uebrigens gibt es keine passenden Ausdrücke, um die Rangordnungen in der kirchlichen Hierarchie zu bezeichnen. Man nennt einen Bischof metrauniar, ein barbarisches Wort, das nach dem französischen maitre, Herr, gebildet ist, dem man eine Tamoulsche ehrenvolle Endung gegeben hat *). Die Indier nennen einen Diaconus oder Unter-Diaconus, sina Kourou, oder kleinen Priester, oder auch Kovillar, Mann der Kirche.

Die Heirath heißt niana vivegam, geistige Verbindung. Man hat schon bemerkt, daß das Wort niana den Aposteln Indiens sehr nützlich gewesen ist, um oft allzu allgemeinen oder selbst übelklingenden Ausdrücken einen geistigen Sinn zu geben. Vivegam hat diese Verbesserung nöthig, um nicht das Ohr zu beleidigen. Spricht man übrigens von der Heirath in bürgerlicher Hinsicht, wobey man das Beywort niana nicht brauchen kann, so bedient man sich des Wortes calianam, das vielleicht anständiger als das erstere, wenn es allein steht, ist.

Ich kann mich in nichts Genaueres einlassen, doch ehe ich schließe, will ich noch die Uebersetzung des Vaterunsers geben, indem ich die Deutschen Worte unter die

*) Vielleicht sollte man sagen mitranniar, dieß würde eine Person bedeuten, welche die mitra trägt.

Indischen setze, um die Bedeutung der letztern deutlicher zu machen.

Das Vaterunser in Tamoul.

Parama dalangueulile irouera iengueul pidavé
Auferzogen in dem Himmel die ihr seyd von uns Vater.
oummoudeia namam artchika padouvadaga oummoudeia
von Euch der Nahme heiligen daß er lasse von Euch
ratjiam vara oummoudeia sittam paramadalati-
das Reich komme von Euch der Wille und in dem erhabe-
léium cheia padouma polé boumiiléiumcheia
nen Orte machen sie lasse wie und auf der Erde machen
padouvadaga. Annanoulla iengueloucou iengueul ap-
daß sie lasse. An allen Tagen zu uns von uns das
pam annou daroum iengueul cadenkarergueloucou porou-
Brod heute gewähre von uns Schuld den Menschen man
couma polé iengueuloukou poroum chodinéileium
verzeihe wie zu uns verzeiht und in der Prüfung
pravechipiadéium tinmeïle nindou ratchi-
und laßt uns nicht eingehen in das Uebel da wir sind erkaufe
toucouloum.
wieder.

Wenn unsere kleinen Kinder ihre Gebethe so construirt und geordnet wie dieß hersagten, so könnte man darauf schwören, sie verständen nicht, was sie sprächen. Aber bey den Indiern ist es anders; sie zeigen durch ihr Innehalten bey jeder Periode deutlich an, daß sie den Sinn derselben fassen. Gewiß werden sie da nie eine lange Pause machen, wo eine kurze hingehört, oder eine kurze statt einer langen anwenden. Noch weniger legen sie auf einen Buchstaben oder eine Sylbe, die nur einen

halben Ton haben soll, einen ganzen. Dazu bedürfen sie weder Unterricht noch Nachdenken. Jeder Fehler der Prosodie oder Aussprache ist ihnen unmöglich.

Thelingan-Sprache.

Obgleich die gegebenen allgemeinen Regeln auf alle indische Mundarten passen, so haben wir doch bis jetzt nur eine practische Anwendung davon in der Tamoul-Sprache gemacht. Es scheint mir aber an Ort und Stelle, noch einige Worte über einen andern jenem weit vorzuziehenden Dialect zu sagen, nähmlich über den Thelingan.

Der Thelingan ist sanfter und harmonischer als der Tamoul; man nennt ihn das Italiänische von Hindostan. Die Worte enthalten viele Vocale und weiche Laute, auch die Endungen sind zierlich. Finden sich harte Consonanten bey der Aussprache, so mildern gute Redner sie, indem sie andere an ihre Stelle setzen. Daher sprechen sie nie ka aus, sondern ga, ja. Statt pa hört man ba, also, statt possanam, Nahrung, pakiam, Glück, tarmam, Tugend, sagen die Thelinganer, bojanam, baguiam, darmam. Sie behalten Härte in den Worten, bloß um unangenehme Sachen auszudrücken: z. B. karkotamaina, unglücklich, schrecklich, krouram, Schauder, nirmoulam, Zerstörung, sinnmam, ein Bär, u. s. w.

Sie treiben die Vorsicht noch weiter, sie betonen gewisse Consonanten sehr angenehm und leise, um die Sprache noch sanfter zu machen. Maha, viel, statt magga; snéham, Liebe, statt sméggam, u. s. w.

Ihre Verba, die sich alle auf di im Infinitivo endigen, wie chessédi, machen, galiguinjedi, schaffen, u. s. w., fordern bey der Aussprache bloß eine leichte Oeffnung des Mundes. Die Wortzeichen oder Charaktere des Thelingans

sind

sind von denen des Tamoul ganz verschieden, und das Alphabet ist, wie ich schon oben bemerkt habe, vollständiger.

Wir wollen ein Beyspiel einer Declination und der vorzüglichsten Zeitfügungen einer Conjugation in dieser Sprache geben.

Bouniam, die Tugend.

Einfache Zahl.	Mehrzahl.
Nom. Bouniam.	*Nom.* Bounialou.
Gén. Bouniocca.	*Gén.* Bounialaiocca.
Dat. Bounianiqui.	*Dat.* Bounialacou.
Acc. Bouniam.	*Acc.* Bouniala.
Voc. Bouniama.	*Voc.* Bouniala.
Abl. des Orts, Bouniamlo;	*Abl.* des Orts. Bounialaiendou;
— der Ursache. Bouniamchata;	— der Ursache. Bounialachatanou;
— der Gesellschaft. Bouniatodou.	— der Gesellschaft. Bouniatodou.

Jeppoutedi, sprechen. (Conjugation.)

Präsens. Einfache Zahl.	Mehrzahl.
Jeppoutounanou.	Jeppoutounamou.
Jeppoutounavou.	Jeppoutounarou.
Jeppoutounadou.	Jeppoutounandou.
Präteritum. Einfache Zahl.	**Participium.**
Jeppoutounani.	Jeppoutounada.
Jeppoutounavi.	
Jeppoutounadi.	**Gerundium, wie im Lateinischen.**
Mehrzahl.	
Jeppoutounami.	Jépédaniqui.
Jeppoutounari.	Jépétandoulo.
Jeppoutoustiri.	

Futurum. Einf. Zahl.	Infinitiv.
Jeppoutounenou.	Jeppédi, jeppoutédi, jeppoutounedi.
Jeppoutounevou.	
Jeppoutounedou.	
Mehrzahl.	**Imperativ.**
Jeppoutounemou.	Jeppa, jeppatou etc.
Jeppoutounerou.	
Jeppoutoustourou.	

Das Vater unser in Thélingan.

Jiotischacralaiendou nondéti mamoulaioca tandri! Mi namam ratchinchougenou: mi rajiam ranou: mi jittam jiotischaeralaiendou jaiia badinattou boumi iendou jaiia badounou na natiqui macou cavalachina appam maccou ianda: ma appouvarlacou memou vuorchinatou macou vuorvanda, tandramlo nonchi mammoula ratchinchou conda *).

Gespräche in der Sprache Tamoul.

Erstes Gespräch.

Ein Europäer, der einen Bedienten sucht, spricht mit einem Indier.

Der Europäer. Wer seyd Ihr?	Nirar?
Wie alt seyd Ihr?	Ounacou iettenei varouchamoundou?

*) Wir haben die Deutsche Uebersetzung hier nicht wie oben bey der Tamoul-Sprache unter jedes Wort gesetzt, weil der Gang und die Construction beyder Mundarten dieselben sind, es also leicht ist, sich die Bedeutung jedes einzelnen Wortes von selbst zu denken.

Ists lange her, daß Ihr in dieß Land gekommen seyd?

Habt Ihr noch Vater und Mutter?

Wollt Ihr bey mir bleiben und mich bedienen?

Der Indier. Ich bin ein Vellager. Ich bin 20 Jahr alt. Ich bin aus diesem Lande, ich habe weder Vater noch Mutter mehr; aber mein Adel erlaubt mir nicht Euch zu dienen.

Der Eur. Aber wenn ich Euch einen ansehnlichen Lohn gäbe, würde Euch das nicht reitzen?

Der Ind. Ihr könntet mir 100 Pagoden biethen, und ich wärs doch nicht im Stande.

Der Europ. So verschaffet mir wenigstens einen; denn ich kenne niemand.

Der Ind. Wenn Ihr einen Parias wollt, so wird man Euch einen verschaffen; daran fehlt es im Lande nicht.

Der Eur. Wie viel wird er mir kosten?

Der Indier. Er wird

Inda sirmeïle nir vandou vegou calam onndo?

Ounacou taï tagappen ounndo?

Iennodé couda irouca iennandeiléium outtiogam panna ounacou manassou iroucoudo?

Vellagerai iroueren iroubadou varoucham ienacou achoudou sirmeïan tan taïtagappen illé analoum sadi mougandiramaga oumacou dassiaï irouca matten.

Anal ounacou vegou samballam coudouttaca ama iendou choullorgradilléia?

Nourou verageuen coudoucrenendou eppou coudoutaloum coudadou.

Aguiloum ienacou orou dobassi condouva ieveneiaguiloum arienn.

Orou valanguéi mattan oumacou podoumanal condouvarougradou elitchaïtan inda tessatilé vegou per sadi illada vergueil iroucrargueul.

Avenoucou ietteneï roupaï coudoupen?

Sorou coudouttal pattou

Euch 10 Rupien das Jahr über kosten, wenn Ihr ihn ernährt, und 24, wenn Ihr ihn nicht ernährt.	coudoucade ponal iroubadou nallou roupai queujpan.
Der Europ. Muß ich ihm auch Kleidung geben?	Avenoucou poudaveiioum catta avassaramai iroucouma?
Der Ind. Nein, Ihr seyd zu nichts verbunden.	Veré orou caden oumacou illéi.

Zweytes Gespräch.

Zwischen zwey Kaufleuten, einem Europäer und Indier.

Der Europ. Wenn du billig bist, wollen wir Geschäfte zusammen machen.	Ninna carénaiirondaca ounacoum ienacoum vartei pessougueil mattiram illé vaittagam cattouvom.
Der Ind. Wenn du zu theuer bist, werden wir nicht einig werden.	Adigam panam queuttal ounnoum céiia poradilléi.
Der Eur. Was willst du? Tuch, Reiß, Tabak, Papier?	Ienna vonoum panni arrissi mouquoutoul cardassi.
Der Ind. Ich wünschte rothes Tuch von der besten Qualität.	Maga nettiana seggappou pannigueul ienacou vonoumé.
Der Eur. Hier ist sehr schönes und viel besseres als Englisches Tuch.	Par inda sagalatou inglis sagallattéi parca metta netti ellava.
Der Ind. Es ist schön, das gebe ich zu: wie theuer?	Netti meïdam anal vileï ienna?
Der Eur. Ich kann die Ehle nicht unter 40 Livres lassen.	Nallou veraguen cadam illamel coudouca coudadou.
Der Ind. Gebt mir 60	Aroubadou cadamoum sir-

Ehlen, und eben so viel Europäische Leinwand.

meï poudaveï attanciium coudou.

Der Eur. Aber wo hast du dein Geld?

Ounoudeia panangueul iengué?

Der Ind. Hier in meiner Hand.

Ien kaïle iroucoudou.

Drittes Gespräch.

Zwischen zwey Reisenden.

Welchen Weg muß ich nehmen, um nach N... zu kommen?

N.... Poradoucou ienna vagi?

Geht gradaus, bis Ihr an einen großen Baum kommt. Da Ihr aber nicht schnell geht, und Euch verirren könntet, will ich euch begleiten.

Mougattinandeilé peria maram cangra mattoucoum poungo anal vegou sicramaï nadacada padiinaléioum vagi teriamel mossam ienamo varoum endou sandegattinaleioum oummode couda varougren.

Das ist mir sehr angenehm: aber vielleicht geht Ihr nicht weit mit?

Ienacou metta sandocham nir touran poradiél ienamo.

Seyd ruhig, ich verlasse Euch nicht, bis Ihr angelangt seyd.

Baïapadadeieum ouroucou vandou vagi mouguittapragou mattiram oummei vedougren.

Seyd Ihr hier zu Hause? Habt Ihr dort Frau und Kinder?

Anda pacatilé oun voudou iroucoudo? Oun poensadi poulleïguelloum iroucrarguelo?

Meine Frau ist seit 18 Monathen todt, und ich habe keine Kinder.

Poenjadi cettou poi padineuttou massam oudou poulleigueul anaca illié.

Ist es ein wohlhabendes Land, wohin wir gehen? Ist Handel dort?	Nangueul varougra tessam nallado vartagam vegouper ceigrargueula sorou arissi karianguellellam ondo.
Es ist kein großer Handel da, es gibt dort wenig Geld; aber die Lebensmittel sind wohlfeil. Der Reiß wird um 2 Sous das Maß, und das Geflügel fast für nichts verkauft.	Vartagam agapadadou vegou panam illé sappouda vonoumanal peria cariam ella orou padi arissi rendou doudou cogigueuleï vilei illamel iroucrapole coudoucrargueul.

Viertes Gespräch.

Zwischen einem Herrn und seinem Bedienten.

Der Herr. Paul, du bist sehr langsam, schon seit einer Stunde habe ich dich geruft.	Sineïa varia cadou, kai kal illamel ni iroucra pole ounnei vounaï coupoudougrom.
Der Bediente. Herr! ich war im Garten, ich hörte Euch nicht.	Souvami tottattilé ironden-né oummei queuttadillé.
Der Herr. Sage, daß man das Essen auftrage und meinen Palankin zum Ausgehen vorrichte.	Sappouda manassai iroucromendou chollou adoucou pirpadou pallacou oullata monstipiiroucattoum.
Der Bed. Ihr wißt vielleicht nicht, daß es regnet, und daß trois de vos soués n'y sont pas.	Magei vejougoudendou oumacou teriadennamo pinnéi mounou per pallacou karervouttiléillé.
Der Herr. Nun, so laß meinem Pferde Hafer geben und es saufen. Weil ich mich nicht im Palankin	Appadi irouca coudireïki collou tannir coudouca chol-loupallacou iera couda vittal majei vejonndou assonta

kann tragen lassen, will ich ausreiten, so bald es aufgehört hat zu regnen.

pragou coudirei ieri porom.

Der Bed. Ich werde thun, was Ihr befehlt.

Oummoudeia cattaleï cheia poren.

Der Herr. Bringe weißen Wein, du weißt, daß ich zum Frühstück keinen rothen trinke.

Velleï rassam condouva segapourassam cala mani nam coudicradillé endou ounacou tériada.

Der Bed. Es ist kein weißer Wein mehr da. Peter hat geglaubt, es sey Wasser und ihn weggegossen.

Vellei rassam iedaguiloum illié ienendou queuttal raiappen tannir endou ninneittou tannir polé toureïttan.

Der Herr. Ihr seyd alle albern. Hat es denn der Dummkopf nicht am Geruch gemerkt, daß es kein Wasser sey? Er soll kommen, ich will mit ihm sprechen und ihn fortjagen. Und du, warum hast du nicht Acht darauf gehabt?

Poutti illadavergueul ellaroum anda merougam moucodè parttou rassam tannir ella vendou ieppadi candou poudichadillé ienandé varattoum voudou vejattoum niionum ien aveneï vissaritta d'illé.

Fünftes Gespräch.

Zwischen einem Europäer und einem angesehenen Indier.

Der Indier. Mein Herr, ich wundere mich immer, Menschen zu finden, die so weit von ihrem Vaterlande hinweg reisen.

Andaveré manoucher tangueloudeia sirméi attanél vittou touram varougradouguelèi caundou ieppodoum iechariquei aïiroucren.

Der Eur. Mein Herr, jedes Land ist das Vaterland

Aïa pananguelei mattiram abetchicraven loganguelel-

dessen, dem es nur um Mittel zu thun ist, sein Glück zu machen.

lam tan sirmeï endou nineicran.

Der Ind. Wenn Ihr so denkt, seyd Ihr ein schlechter Bürger, oder Ihr gehört vielmehr keinem Lande an.

Inda vagueï i nineïttal quettaven ai iroucrié ondil logatillé ounacou sirmeï agapadadou.

Der Eur. Wenn Ihr anders denkt, so seyd Ihr unsinnig: was für ein Vortheil ist denn dabey, gerade einem Lande und nicht dem andern anzugehören?

Ienacou ierada nineïvou oumaquirondaka passikaren daningué anguéioum tessatanai iroucradil préossanam iedou.

Der Ind. Ihr urtheilt also bloß nach Euerm Vortheile. Ihr lebt also bloß für Euch. Frankreich ist sehr unglücklich, wenn Euer System das aller Franzosen ist.

Oummoudeia préossananguelei mattiram parcradinale ounacaga mattiram ouirodé iroucrai paransis ellaroum ounnei polé nadandal pransou sirmei nirpaquiamana sirmei.

Der Eur. Aber, Herr Moralist, macht Eure Liebe zu Euerm Lande dieß glücklicher. Alle, so viel ihr seyd, sterbt aus Hunger, indem Ihr Euer Vaterland umarmt.

Darma sastrianaveré cholloumé indou tessatiu périle oumoudeia patchatinale indou tessam paquiama nin-gueudellaroum sirmeï kaï comboutteu passiai cettouporirgueul.

Der Ind. Unser Grundsatz ist, daß die Tugend vorzüglicher ist, als alle Güter und alle Freuden. Wir sehen unser Vaterland für unsere Mutter an, der wir selbst dann, wenn sie uns mißhandelt, Liebe schuldig sind.

Nemmei sandochanguel ellatoucou mounné pouniam nella dendou nineïcrom sirmeï taï endou candoupoudittou sirmeï mougandir amaga padinaloum priamaï iroucoudou.

Sechstes Gespräch.

Zwischen einem Offizier und seinen Soldaten.

Der Offic. Morgen soll das ganze Corps zum Marschieren fertig seyn.

Naleïqui paléam ellam nadaqua aïttamaï iroucatoum.

Die Sold. Wenn man uns heut unsern Sold nicht gibt, werden wir nicht marschieren.

Battiam euneïqui codoucadé ponal nad a cradillé.

Der Offic. Alle sollen ihn haben, diejenigen ausgenommen, die Klage geführt haben. Man führe die 10 aufrührerischsten ins Gefängniß.

Moureïpatta vergueleï vouda ellaroum battiam kaï collaporarguœul adiga ketta pattou per ergastilé condoupougol.

Die Sold. Wir gehen entweder alle, oder keiner geht.

Orouten aguiloum ergastoucou ponaka mattavergueul ellaroum couda porargueul.

Der Offic. Ich will meinen Rapport an den Fürsten machen, und wenn er einen solchen Aufruhr nicht bestraft, so lege ich das Commando nieder.

Rassavodé itei cholla poromaverniaia tirvei euda vettal paléam vouttou voudougrom.

Die Sold. Ihr findet es strafbar, daß wir vor dem Abmarsche bezahlt seyn wollen, und sagt doch selbst, Ihr wollt quittiren, weil wir Euch nicht gehorchten. Ist es denn weniger nöthig,

Poradoucou mouné samballam coudoumendou queujcrapadiinale manastabamaï roucriré nangueul oumacou samboudittta d'illé endou ienguelei vouttou voudougrirendou chollougriré anal nir

daß wir leben, als daß wir thun, was Ihr befehlt?	cattalei eudougradei ceïa avassarama sappouda avassarama chollongo.
Der Offic. Marsch, meine Freunde, keine Hitze! folgt mir.	Sinéguideré cobam illamel ojongodé nindou ienacou pragou varongol.
Die Sold. Wir werden Euch folgen.	Nir cattalei eutta polé cheigrom.

Siebentes Gespräch.

Mit Seeleuten.

Jacob, woher kommst du?	Iagappa iengué nindou vandaï.
Ich komme vom Meere.	Cadelilé irondou vandenn.
Ich sehe ja deinen Kahn nicht.	Ounnoudeia kattimaram kan nadé.
Ich habe ihn an der Küste gelassen.	Oratilé catti voutten.
Hast du viele Fische gefangen?	Vegou min poudittaio.
Wir waren drey, und haben 238 so wohl große als kleine gefangen.	Péria sinnadou irounourou moupatteutou mounnou per poudichom.
War Johann dabey?	Aroulappen onguelodé couda irondanò.
Nein; denn er war heute bey der Beerdigung seines Bruders.	Illé tanoudeia annen odoucam ieu neïqui ceïdan.
Wart Ihr weit ins Meer?	Cadelilé vegou touram ponirguelà.
Ungefähr eine Viertelstunde.	Orou nagi vagi aeanimo.

Habt ihr nicht von weitem ein Schiff bemerkt?	Cappel tourratilé candirguel ellavò.
Ja, ein kleines Schiff, ungefähr 3 Stunden weit auf der Meereshöhe.	Ama sampam dan cada vaji douram.
Wo habt ihr euern Fischfang hingethan?	Pouditta mingueul iengué.
Man hat ihn auf den Markt getragen.	Bazzaroucou conndoupo-nargueul.
Hat der Gouverneur nicht seinen Theil bekommen?	Doureïcou tamacadouta min codouttadilléia.
Seine Bedienten haben ihn nicht verlangt.	Dobassigueul queujka vanladilé.
Wenn ihr morgen wieder fischt, will ich dabey seyn.	Naleïqui tirombi ponaka onguelodé couda poven.
Es hangt bloß von Euch ab, so fischen wir bloß für Eure Rechnung.	Oummoudeia manassou, vandaka poudica padouva minellam oummacou poudipom.
Ihr seyd zu gut. Lebt wohl.	Metta nallavenni stottiram.

Achtes Gespräch.

Zwischen einem Vater und seinen Kindern.

Der Vater. Meine Kinder, ich sehe, ihr seyd alle vergnügt: was habt Ihr?	Ien poulleïgueulé sandochamai iroucra denna.
Die Kinder. Wir haben unsere Aufgaben gut gelernt und der Lehrer hat uns gelobt.	Nettiai vassitou iengueul vattiar pouguetchigueuleï chonnar.
Der Vat. Ihr thut nicht unrecht, euch dadurch	Pouguetchigueuleï asseaï queutjka tappou ella ana-

geschmeichelt zu fühlen; aber man muß nicht bloß um des Lobes willen arbeiten.

Die Kinder. Oh nein, Papa, wir glaubten, das würde Euch Vergnügen machen, und darum machte es uns auch welches.

Der Vat. Sehr gut, meine Kinder, das beweist, wie sehr ihr mich liebt; aber lernt ihr bloß um meinetwillen gut?

Die Kind. Ja, weil wir denken, es sey gut, wenn man lernt, weil ihr uns immer etwas gebt, wenn der Lehrer mit uns zufrieden ist.

Der Vat. Allerliebst: das heißt, ihr studiert, weil ihr meint, es sey dieß eine lobenswerthe Sache, und so denkt ihr, weil ich es euch gesagt habe.

Die Kind. Ja, weil Ihr besser wißt als wir, was man thun soll.

Der Vat. Fahrt fort, meine theuern Kinder, Gutes zu thun, weil es gut ist, weil Gott es euch befiehlt, ich werde sein Organ seyn, um euch seinen Willen kennen zu lehren.

loum adougueuleïcaga padiqua vandam.

Appené meïdan anal oumacou priamaï iroucoumendou iengueuloucou priam dan.

Sari tan poulleïgueulé nammeï sinéguicrirgueul endou candou poudichen ien mattiram mougandiramaga padi crirgueula.

Ama vattiar iengueleï poudguetchigra podou nir iengueuloucou iedaguiloum coudoucrapadiinale padiqua nella d'endou térium.

Maganetti ienendal nella criguei endou nineïcradinal ningueul padi rirgueul pinné niaia nineï vendou nammalé ongueuloucou térioum.

Appadi dan nangueul ienna Ceïa vonoum oumacou viséchamaï térinja padiinalé.

Nalla poulleïgueulé nemmei nemmeiaï iroucradinalé ieppodoum cheïonguol sarouvé souren cattalei eudougrar endou cheïouguol averoudeia manassou ongueuloucou cambica aver courelai roupom.

Die Kind. Ja, ja, das wollen wir auch. Aber das hindert doch nicht, daß Ihr uns unsere kleine Belohnung gebt, weil wir gut gelesen haben.	Ama ama anal inda vissoi nettiai vassitadinal iengueloucou iedaguiloum coudoucradiléia.
Der Vater. Allerdings nicht: aber gewöhnt euch, dieß euch versagen zu lernen.	Codoupom sari inimel ammatiram nineïcadapadiqui vissariongol.

Kleines Wortverzeichniß in Tamoul.

Aus den nöthigsten Worten bestehend, und vollständig genug, damit ein Europäer, der das, was wir vorstehend über die Grundsätze dieser Sprache, über ihre Declinationen und Conjugationen gesagt haben, studiert hat, wenn er nach Indien kömmt, das Nothwendigste fordern, und sich in kurzer Zeit vollends in der Sprache vervollkommnen könne.

Substantiva und Adjectiva.

A.

Arak (ein Getränke aus Palmensaft), arakou, *Gen.* arakin oder arakinoudeia. *Dat.* arakoucou. *Acc.* arakei. *Voc.* araké. *Abl.* arakodé, arakolé, arakilé und auf dieselbe Weise alle andern Worte.

Auge. Kan, noudeia, noukou.

B.

Bär. Smmam, *Gen.* smmattinoudeia, *Dat.* ttoucou.

Bauch Kadouppou, pinoudeia, poucou.

Baum. Maram, marattinoudeia, marattoucou.

Bedeutung. Arttam, ttinoudeia, ttoucou.

Berg. Konnda, ttinoudeia, ttoucou.

Bette. Padouquëi, queinoudeia, quicou.
Blatt. Eullée, eulleïnoudeia, eulleïcou.
Der ältere Bruder. Annen, noudeia, noucou.
Der jüngere Bruder. Tambi, noudeia, bicou.
Buch. Postagam, ttinoudeia, ttoucou.
Buchstabe. Eujouttou, inoudeia, ttoucou.

D.

Dämon. Pisassou; innouheia, ssoucou.
Der, die, das. Aven, aveul, adou. Die übrige wie die andern Worte.
Diener. Dassou, inoudeïa, oucou.
Dorf. Our, ourin, ouroucou.

E.

Eigenschaft. Counam, ttinoudeïa, ttoucou.
Elend. Pitcheitanam, inoudeïa, ttoucou.
Die Erde. Boumi, noudeia, cou.
Essig. Cadou, ttinoudeïa, ttoucou.

F.

Fenster. Tritchtivassel, oudeia, oucou.
Feuer. Neroupou, inoudeia, oucou.
Flecken. Vellei, inoudeia, eicou.
Fliege. Ii, iin, icou.
Fluß. Arou, attinoudeïa, ttoucou.
Frau. Poën, oudeia, oucou.
Verheirathete Frau. Poën jadi, inoudeia, dicou.
Fuß. Kal, oudeïa, oucou.

G.

Garten. Tottam, ttinoudeia, ttoucou.
Gefahr. Polappou, polappinoudeia, pollapoucou.
Gefäß. Chimbou, binoudeia, boucou.
Gemurmel. Moureï, moureïnoudeia, moureïcou.
Gericht. Tirveï, tirveïnoudeia, tirveïcou.
Gesicht. Mougam, ttinoudeia, ttoucou.
Gesundheit. Vadiqueï, inoudeia, icou.

Getränk. Minn, oudeia, oucou.
Gift. Vecham, ttinoudeia, ttoucou.
Glückseligkeit. Pasquiam, paquiattinoudeia, ttoucou.
Grausamkeit. Touttchttam, tattinoudeia, ttattoucou.
Groß. Periaven, oudeia, oucou.
Gut. *Mascul.* Nallaven. *Foemin.* nallaveul. *Neutr.* nalladou.

H.

Hand. Keï. keïnoudeïa, keïcou.
Handlung. Crigueï, criguëinoudeia, crigoueicou.
Haus. Voudou, vouttinoudeia, viadicou.
Hausgeräth. Somonttireï, inoudeïa, toucou.
Himmel. Paramandalam, dalatinoudeia, dalattoucou.
Hölle. Naragam, ttinoudeia, ttoucou.
Huhn. Coji, inoudeïa, cou.
Hund. Naï, naiïnoudeia, naïcou.

J.

Jungfrau. Kanniastri, inoudeia, stricou.

K.

Kalb. Sinnamadou, ttinoudeia, ttoucou.
Kallu (ein Getränk, das aus dem Kokus-Safte gemacht wird), Kallou, inoudeia.
Kaste. Jadi oder sadi, sadinoudeia, sadicou.
Katze. Pili, piliinoudeia, pilicou.
Kleines Kind. Poulleï, eïnoudeia, écou.
Kirche. Kovil, kovilloudeia, kovilloucou.
Klarheit. Vellitcham, vellitchattinoudeia, ttoucou.
Klein (*Adject.*) Sinnaven, oudeia, oucou.
Knabe. Valiben, oudeia, oucou.
Krankheit. Viadi, viadinoudeia, vouttoucou.
Küste. Oram, orattinoudeia, orattoucou.

L.

Lächeln. Nagueipou, pinnoudeia, poucou.
Das Leben. Ouir, ouïroudeia, ouïroucou.
Lebensende. Avasteï, inoudeia, icou.
Leidenschaft. Asseïpasseï, inoudeia, icou.

Leinwand. Poudaveï, inoudeia, cou.
Lob. Stattiram, ttinoudeia, ttoucou.

M.

Mädchen. Poën, boulleï, inoudeia, lleïcou.
Magd. Dassi, noudeia, ssoucou.
Meer. Cadel, cadeloudeïa, cadelloucou.
Mensch. Manochen, oudeia, noucou.
Mond. Sandiren, noudeia, noucou.
Mühe. Aquineï, inoudeïa, eicou.
Mund. Vaï, Vainoudeia, vaïcou.
Mutter. Taï, taïnoudeia, taïcou.

N.

Nahrung. Possanam, oder bojanam, ttinoudeia, ttoucou.
Nase. Mouquou, quinoudeia, coucou.

O.

Ochs. Madou, mattinoudeia, matoucou.
Oehl. Euneï, oudeia, icou.
Oehlung. Poussoudel, oudeia, oucou.
Oheim. Appen, oudeia, oucou.
Ohren. Cadou, cattinoudeia, cattoucou.

P.

Pallast. Naguer, oudeia, roucou.
Paradies. Mokcham, tinoudeia, toucou.
Pfeffer. Moullagou, inoudeia, goucou.
Pferd. Coudirei, inoudeia, icou.
Priester. Courou, vinoudeia, voucou.

R.

Reichthum. Tiraviam, attinoudeia, ttoucou.
Gekochter Reiß. Sorou, ttinoudeia, ttoucou.
Roher Reiß. Arissi, inoudeia, cou.
Roth. Segappoo, pinnoudeia, poucou.

S.

Salz. Oupou, pinnoudeia, poucou.
Schaf. Attou, attinoudeia, attoucou.

Schan,

Schande. Vetjkam, ttinoudeia, ttoucou.

Schlag. Adi, adinoudeia, adicou.

Schlange. Pambou, noudeia, boucou.

Schmeicheley. Pougouetchi, inoudeia, tchicou.

Schmutz. Avalatchanam, ttinoudeia, ttoucou.

Schönheit. Alanngaram, alanngarattinoudeia, alanngarattoucou.

ältere Schwester. Annal, loudeia, loucou.

jüngere Schwester. Tangassi, inoudeia, ssicou.

Sinne. Indiriam, attinoudeia, ttoucou.

Sonne. Sourien, oudeia, noucou.

Stadt. Pattanam, ttinoudeia, ttoucou.

Stein. Callou, inoudeia, oucou.

Stern. Nattcheittiram, ttinoudeia, ttoucou.

Stolz. Angaram, ttinoudeia, ttoucou.

Stuhl. Narcalili, inoudeia, eicou.

Sünde. Pavam, tinoudeia, toucou.

T.

Tante. Attal, oudeia, oucou.

Taugenichts. Kettaven, oudeia, oucou.

Thier. Mrougam, ttinoudeia, ttoucou.

Thräne. Cannir, oudeia, oucou.

Thür. Vassel, oudeia, loucou.

Tieger. Pouli, inoudeia, icou.

Tisch. Menssei, inoudeia, icou.

Tuch. Camboulli, oder sagallatou, inoudeia, toucou.

Tugend. Pouniam, ttinoudeia, ttoucou.

V.

Vater. Tagappen, oudeia, oucou.

Verbrechen. Nettchttouram, ttourattin, ttourattoucou.

Verlangen. Asseï, inoudeia, asseicou.

Verlust. Mossam, tinoudeia, toucou.

Versprechen. Varteipadou, ttinoudeia, ttoucou.

Vogel. Patchi, inoudeia, icou.

W.

Wasser. Tannir, oudeia, ttannirоucou.

geweihtes Wasser. Tirttam, ttinoudeia, ttattoucou.
Wein. Rassam, ttinoudeia, ttoucou.
weiß. Velleï, vellenoudéia, velleïcou.
Wissenschaft. Sastram, ttinoudeia, ttoucou.
Wohl. Assirvadam, ttinoudeia, ttoucou.
Wort. Varttei, inoudeia, eicou.

Z.

Zerstörung. Nirmoullam, ttattinoudeia, ttoucou.
Zimmer. Areï, areïnoudeia, areicou.
Zittadelle. Drougam, ttinoudeia, ttoucou.

Zahlen.

1 Ounnou.
2 Rendou.
3 Mounou.
4 Nallou.
5 Anjou.
6 Arou.
7 Eujou.
8 Ieuttou.
9 Ombadou.
10 Pattou.
11 Padinounnou.
12 Panirendou.
13 Padimounnou.
14 Padinallou.
15 Padinanjou.
16 Padinarou.
17 Padineujou.
18 Padineuttou.
19 Pattombadou.
20 Iroubadou.
30 Mouppadou.
40 Narpadou.
50 Ambadou.
60 Aroubadou.
70 Eujoubadou.
80 Ietoubadou.
90 Ienbadou.
100 Nourrou.
200 Irounourrou.
300 Mounnourrou.
400 Nannourrou.
500 Annourrou.
600 Arounourrou.
700 Ejounourrou.
800 Ettounourrou.
900 Ombanourrou.
1000 Aïram.
10000 Pattaïram.
100000 Latcham.

Eigene Nahmen.

Pierre, *Raïappen.*
Paul, *Sinappen*, ou *Sinneïen.*
Jacques, *Iagappen.*
Marie, *Mariammal.*
Jeanne, *Aurolattal.*
Sauveur, *Servappen.*

Verba.

(Ich habe schon gesagt, daß im Tamoul alle Verba auf gleiche Art conjugirt werden, und daß bloß in der Bildung des Präteriti eine kleine Veränderung vor sich gehe. In dieser kleinen Sammlung werde ich daher bloß den Indicativ, das Präteritum und den Infinitiv bemerken.)

A.

Anbethen. Vanangren, vananguinen, vanangradou.
Anheften. Cattougren, cattinen, cattougradou.
Anziehen. Edougren, eutten, eudougradou.
Aufhören. Choummairoucren, ironden, iroucradou.

B.

Bauen. Kattougren, kattinen, kattougradou.
Begreifen. Candoupoudricen, pouditen, poudicradou.
Bekanntmachen. Podicren, poditten, podicradou.
Sich beklagen. Mourreicren, mourreïtten, mourreïcradou.
Bereuen. Manastabamai, iroucren, ironden, iroucradou.
Binden. Kattougren, kattinen, kattougradou.
Bitten, siehe Fragen.

D.

Denken. Nineïcren, nineïtten, nineicradou.

E.

Eintreten. Oullvarougren, vanden, oullvarougradou.
Erkennen. Arigren, arinden, arigradou.
Erlösen, siehe Wiederkaufen.
Essen. Sapoudougren, sapoutten, sapoudougradou.

F.

Fallen. Voujoungren, voujounguinen, voujoungradou.
Fragen. Keujcren, keutten, keujcradou.

G.

Gähnen. Souttampannougren, panninen, pannougradou.
Geben. Coudoucren, coudoutten, coudoucradou.
Gehen. Poren, ponen, poradou.
Grüßen. Stottaricren, stottaritten, stottaricradou.

H.

Hassen. Veroutongren, verouttinen, verouttougradou.
Heiligen. Archikren, architten, archicradou.
Heirathen. Kalianam pannaporen, ponen, poradou.
Hören. Padipicren, padipitten, padipicradou.

J.

Jagen. Touricren, touriten, touricradou.

K.

Kämpfen. Sandeicren, sandeitten, sandeicradou.
Kennen. Téringoucren, térinjironden, térinjougradou.
Kennen lehren. Arivicren, arivitten, arivicradou.
Kommen. Varougren, vanden, varougradou.

L.

Lehren. Padipicren, padipitten, padipicradou.
Leiden. Padougren, patten, padougradou.
Lernen. Padicren, paditten, padicradou.
Lesen. Vassicren, vassiten, vassicradou.
Lieben. Sinéguikren, sinéguitten, sinéguicradou.
Loben. Pouguetchicren, pouguetchitten, pouguechigradou.

N.

Nähen. Souttougren, soutten, souttougradou.

O.

Oeffnen. Tracren, tratten, tracradou.

R.

Reden. Pessougren, pessinen, pessougradou.
Reiben. Poussougren, poussinen, poussougradou.

S.

Sagen. Chollougren, shonnen, chollougradou.
Sagen lassen. Chollivicren, cholivitten, chollivicradou.
Schlagen. Adicren, aditten, adicradou.
Schreyen. Coupoudougren, couppetten, coupoudougradou.
Schwatzen. Pessougren, pessinen, pessougrado.
Segnen. Asirvadicren, asirvaditen, asirvadicradou.
Seyn. Iroucren, ironden, iroucradou.
Spatzieren gehen. Velleïporen, ponen, poradou.
Sterben. Cettouporen, ponen, poradou.
Stinken. Nourougren, nouroutten, nourrougradou.

T.

Thun. Cheïgren, cheïden, cheïgradou.
Thun lassen. Cheïvicren, cheïvitten, cheïvigradou.
Tödten. Collougren, couden, collougradou.
Trinken. Coudicren, conditten, coudicradou.

V.

Verbannen. Touramanoupougren, anoupinen, anoupougradou.
Verlangen. Abetchicren, abetchitten, abetchicradou.
Verlassen. Vittou vidougren, vittou vitten, vittou vedougradou.
Verneinen. Ille endou sollougren, sonnen, solougradou.
Versammeln. Combelceigren, ceiden, ceïgradou.
Verschließen. Sattougren, satten, sattougradou.
Verstehen. Padipicren, padipitten, padipicradou.

W.

Waschen. Kajouvougren, kajouvoutten, kajouvougradou.
Weinen. Cannirvettajougren, ajonden, ajougradou.
Wieder anfangen. Tirombougren, tiromboutten, tirombougradou.
Wieder kaufen. Retchicren, retchitten, retchicradou.
Wohl befinden. Vadiqueïaï iroucren, ironden, iroucradou.

Z.

Zeigen. Cambicren, cambitten, cambicradou.
Ziehen. Eudougren, euten, eudougradou.

Anhang.

Auszug aus Legoux de Flaix, die Pagode von Chalamburam betreffend.

Die Pagode in Chalamburam, oder nach dem Temoulschen Dialect Chédambaram, ist nach der Tradition nur etwa 5000 Jahr alt, während die Geschichte der Indier den Bau des Tempels zu Jagrenat vor 11000 Jahren geschehen läßt. Die Pagoden Indiens sehen sich einander fast alle ähnlich, sie unterscheiden sich bloß durch die Verhältnisse ihrer Construction und die Art der Materialien, woraus sie erbaut sind. Alle bilden Paralellogrammen, deren Breite gegen die Länge wie zwey zu drey sich verhält. Die Pagode, von der wir jetzt sprechen, ist kleiner als die zu Jagrenat, und bloß aus Ziegelsteinen gebaut. Sie ist eine der Eigenschaften des Rouder, der schaffenden Kraft, also dem Brama geweiht, der noch bestimmter in dieser Hinsicht im Tamoul Ispouren heißt.

Der Tempel steht in einem langen Viereck, welches 380 Toisen im Umfange hat. Inwendig ist eine weite Gallerie, welche wieder in kleinere Gallerien abgetheilt ist, in denen die Bramen-Familien, die den Tempeldienst versehen, wohnen. Drey Thore führen hinein, eines gegen Norden, das andere gegen Morgen, das dritte gegen Mittag. Auf jedem steht eine Pyramide von 112 Fuß Höhe. Die Gallerie ist gewölbt.

Jede dieser Pyramiden hat eine doppelte Treppe mit Absätzen bis an den Giebel. Mittelst derselben werden

die Illuminationen bewerkstelligt, die bey den jährlichen sechs Festen vorfallen. Sie biethen einen so zauberischen Anblick dar, daß es unmöglich wäre, ihn zu beschreiben.

In dem Zwischenraume zwischen dieser Einfassung und dem Tempel selbst sieht man rechts einen großen Teich. Auch er ist von drey Seiten von einer prachtvollen Gallerie umgeben, welche von einer eleganten Gallerie in reinem Geschmacke unterstützt wird. Von jeder dieser Gallerien geht eine Treppe mit sehr breiten Stufen aus rothem mit der größten Sorgfalt behauenem Granit herab. In der Mitte erhebt sich höchst zierlich ein kleiner einzeln stehender Tempel. Vier Säulen von blauem Granit tragen eine wohlgeformte Kuppel. In ihm steht ein Altar, welcher der Schöpferkraft des Siven geweiht ist, und dieser wird unter der Form eines Phallus dargestellt. Aehnliche Treppen, wie an den Gallerien, umgeben auf den vier Seiten diese kleine Pagode.

Gegen über links befindet sich ein herrlicher Saal. Eine beträchtliche Menge schöner Säulen aus blauem Granit schmücken ihn. Die Länge herab hat man auf ihren Schäften kleine Figuren eingegraben. Dieß heißt der Saal der 1000 Säulen, ob er schon nur 999 hat, die tausendste wird durch einen Lingam, oder Bild der Göttlichkeit ersetzt. Man kann nichts Erhabeneres sehen, als diesen ungeheuern Saal, in welchem alle Gestalten, die das Pantheon der Indier unter kunstreichen Allegorien bilden, versammelt sind.

Zwischen diesem Saale und dem Teiche steht der Theil des Gebäudes, den die Indier Koël nennen, welches Heiligthum bedeutet. Das Schiff ist von sonderbarer Bauart, massiv und sehr schwerfällig, von so dicken Mauern eingeschlossen, daß es mit seiner Schwere den Boden, der es trägt, zertrümmern zu wollen scheint. Das Schiff ist verhältnißmäßig viel länger als breit, so daß mehr ei-

ne Art von Allee als ein Tempelschiff daraus wird. Nur von oben und bloß an dem Orte, den wir den Chor in unsern Kirchen nennen würden, fällt das Licht herein. Diese Öffnung ist noch dazu sehr klein, und besteht aus neun eyförmigen Löchern, die nur 7 bis 8 Zoll im Durchmesser haben. Dieß Schiff hat nicht die mindeste Art von Verzierung, weder von Innen noch von Aussen, an den Mauern. Dieß sticht gegen die gewöhnliche Sitte der Indier sehr ab; aber ihre Religions-Ideen bringen es mit sich, daß der eigentliche Koël mit keinem andern Bilde als dem, das die Gottheit vorstellt, geziert sey, während alle andern Theile von Verzierungen strotzen.

In diesem Tempel hängt eine ungeheuere Kette von Granit an den vier Seiten desselben von der Decke herab, und bildet so in gleichen Zwischenräumen vier Guirlanden, deren Enden von vier Schlußsteinen, die in dem Gewölbe befestiget sind, gehalten werden. Jede Guirlande ist 137 Fuß lang, und jedes Glied beträgt 3 Fuß 1 Zoll, die Stärke aber 2 Zoll 5 Linien. Sie sind herrlich gearbeitet und so geglättet, daß die Sonnenstrahlen sich darin wie auf Stahl spiegeln.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Perrin, J. C.,

M. Perrin's Reise durch Hindostan und Schilderung der Sitten, Einwohner, Natur-Producte und Gebräuche dieses Landes nach einem 16jährigen Aufenthalte daselbst
Bd.: 2

Wien (1811)

It.sing. 750 o-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467717-1